Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 94 (1949)
Heft: 18

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

Beilagen — 6mal jährlich: Das Jugendbuch, Pestalozzianum, Zeichnen und Gestalten
2mal monatlich: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich

94. Jahrgang Nr. 18 6. Mai 1949 Erscheint jeden Freitag Redaktion: Beckenhofstr. 31 Postfach Zürich 35 Telephon (051) 28 08 95
Administration: Stauffacherquai 36 Postfach Hauptpost Telephon (051) 23 77 44 Postcheck VIII 889

Inhalt: Der Zürichsee: Vergangenheit und Bild der Zürichseelandschaft — Stilkunde rings um den Zürichsee — Inselflur — Rapperswil, die kleine Stadt an der langen Brugg — Joos Murers Karte des Kantons Zürich (1566) — Vom Schiffsverkehr einst und jetzt — Schulreisen und Wanderungen zwischen Zürichsee und Voralpen — Schweiz. Lehrertag — Pestalozzianum — SLV Zeichnen und Gestalten Nr. 3

Der Zürichsee

Vergangenheit und Bild der Zürichseelandschaft

In einfacher, bildhafter Geschlossenheit, umgrenzt von den begleitenden Molassehöhen, liegt die Zürichseelandschaft vor dem Betrachter. Dieser Einfachheit des Gesamtbildes einer grossen seeerfüllten Talmulde entspricht überraschenderweise nicht eine ebenso leicht zu übersehende erdgeschichtliche Vergangenheit. Zwar gibt es die bekannten, relativ einfachen Lehranschauungen, welche den Zürichsee, wie die Seen am Alpenrand überhaupt, entweder durch bedeutende Erosionsarbeit der eiszeitlichen Gletscher oder durch Einsenkung des Alpenwalles und damit auch seines unmittelbaren Vorlandes entstehungsgeschichtlich erklären: Durch die Gletschererosion wird die stellenweise besonders starke Austiefung (glaziale Uebertiefung) schon bestehender alter Täler verständlich gemacht; durch die tektonische Verbiegung oder teilweise Einsenkung der Talsohlen im Längsschnitt müssten ebenfalls Seebecken entstanden sein. Aber die beiden Theorien genügten nun schon seit Jahrzehnten einer genaueren Anwendung auf die landschaftlichen Details nicht mehr.

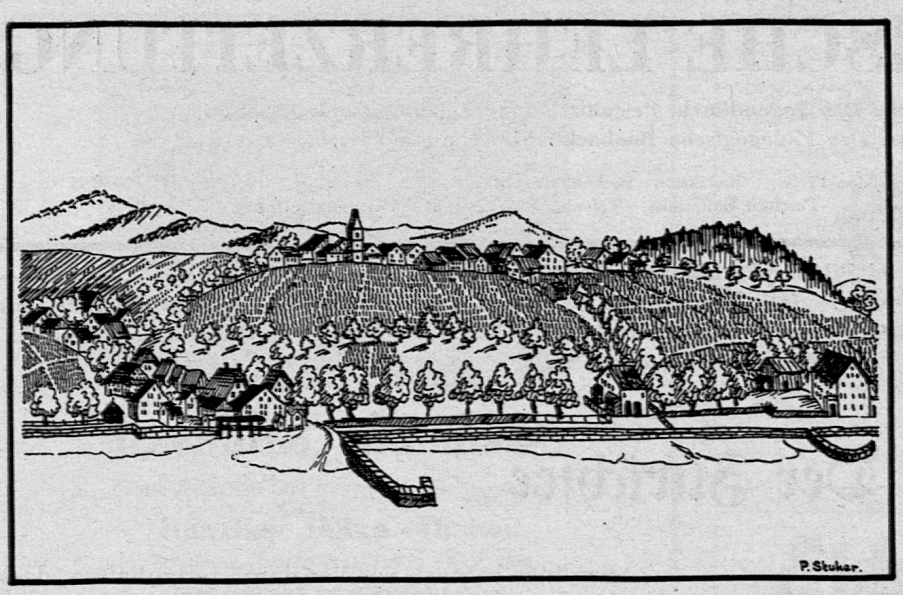
Die grosszügige Einsenkungstheorie von Albert Heim konnte zweifellos das Gegengefälle, das stellenweise alpenwärtsgerichtete Einsinken der Terrassen an den Hängen des Zürichseetales und damit auch eine lokale Einbiegung des Talbodens erklären, sie kann aber nicht die heutige Form des Sees verständlich machen. Jener «Zürichsee» in der Einbiegungsmulde muss ein anderer, ein anders geformter See gewesen sein als der heutige. Ausserdem zeigt die Umgebung des Zürichsees, dass die angenommene Verbiegung der Terrassen und auch des Deckenschotters sich vor der Zeit der grössten Vergletscherung abgespielt haben muss (Staub). So hat also das Zürichseetal nach jener mutmasslichen tektonischen Seebildung weitere Vereisungen, zwei Riss- und eine Würmvergletscherung erlebt. Diese jungeiszeitliche Periode muss also an der Muldenform des Tales noch gearbeitet haben. Vor allem ersteht nun eine Frage, die von der früheren Forschung offenbar zu wenig in Diskussion gestellt worden ist: Warum füllte sich das Seebecken nicht mit Schutt wie die anschliessenden Talabschnitte unterhalb von Zürich und oberhalb des Sees in der Linthebene? Und vor dieser Frage kann auch die andere Theorie, die der besonderen Eintiefung des Talabschnittes durch Eiserosion für sich allein nicht bestehen bleiben.

Allerdings ist nach wie vor daran festzuhalten, dass der Linthgletscher an der Stelle Zürichs den grossen Rückzugshalt des See- oder Zürcherstadiums machte (ich erinnere für den Schulgebrauch an das entsprechende Bild in Oswald Heers «Urwelt der Schweiz»), und dass hinter dem kräftigen Moränenwall von Zürich das Zungenbecken sich bildete, das eben eine solche «glaziale Uebertiefung» darstellt. Aber warum füllte dieses Becken sich nicht mit Schutt? Der Gedanke, dass es eben ein aussergewöhnlich tiefes Talbecken sei, und dass immer nur solche besonderen Austiefungen Seen geworden und geblieben seien, genügt nicht. Die grösste Tiefe des Zürichsees beträgt zwar 143 m. Aber bei der Erdölbohrung in der Ebene von Tuggen griff der Bohrer 235 m tief durch Schutt hinunter bis er den Molassefels und damit den eigentlichen Talboden erreichte. Tiefer also liegt dort die feste Talsohle als unter dem Zürichsee, und so stark ist dort das ehemalige Gletscherbett von Geröll erfüllt! Warum aber füllte das Zürichseebecken sich nicht mit Schutt? Wodurch blieb es ausgespart und überlieferte uns damit den köstlichsten Teil des Zürcher Landes, die Zürichseelandschaft?

Obwohl über das Thema die Akten noch nicht geschlossen sind, soll hier eine jüngere These etwas zugänglicher gemacht werden, in welcher Rudolf Staub mit packender Grösse der Gesamtschau geologische Beobachtung mit geographischer Erklärung verknüpft. (Rudolf Staub: Prinzipielles zur Entstehung der alpinen Randseen. Eclogae Geologicae Helvetiae, Dezember 1938.)

Es handelt sich im Prinzip um die Anwendung der Idee des Toteis- oder Resteissees auch auf den Zürichsee, das heisst um den Gedanken, dass eine kleinere örtliche Resteismasse längere Zeit ausharren und so besonders lange ein Becken vor Zuschüttung bewahren kann. Die Erklärung ist in Anwendung auf kleinere Seen, wie Pfäffiker- und Greifensee durchaus bekannt. Prof. Staub spricht nun auch beim Zürichsee von einem Resteissee. Wie kann aber in einem langen Tal ein Abschnitt noch mit Eis bedeckt bleiben, während anschliessende Talstücke bereits mächtig mit Schutt sich füllen?

Hier setzt Staub mit seiner Erklärung ein, die völlig neue Ausblicke bietet. Das Glarnerland war jedenfalls auch schon gegen Ende der letzten Eiszeit eine wirksame Föhngasse. Die meteorologischen Beobachtungsserien der Gegenwart zeigen wie die Temperaturmittel von Föhnorten deutlich gesteigert und die



Zollikon um 1800. Terrassendorf und Bachdorf, aus «*Die Schweiz, eine Landeskunde*», von Emil Egli (Verlag Haupt, Bern)

Feuchtigkeitsdurchschnitte reduziert sind. Solche Wirkungen müssen auch für die Vergangenheit berücksichtigt werden. Ihre strichweise Beeinflussung der klimatischen Verhältnisse kann also zum Teil auch noch diluvialgeologisch bedeutungsvoll sein. Der häufige Glarner Föhn kann den Linthgletscher des Zürcherstadiums zum Zerfall gebracht haben, indem er den Eispanzer im Gasterland und im Glarner Haupttal früher, das heisst rascher zur Schmelze brachte als im anschliessenden unteren Talabschnitt, der nicht mehr volle exponierte Föhnrichtung hat. Die westliche Eiszunge blieb geschont. Sie wurde isoliert und konnte als Resteis lange erhalten bleiben, losgelöst von ihrem ehemaligen alpinen Nährgebiet. Die Schmelzwasser des Glarnerlandes füllten das eisfrei werdende Tal mit mächtigen Schuttmassen, sie füllten auch die vom Eis entblösste Talwanne zwischen Weesen und Uznach, sie schütteten die Linthebene auf. Die ausharrende Eismasse im Zürichseetal sparte für spätere Zeit eine Mulde auf.

Der Bündner Föhn schmolz das Eis im nord-südlichen Rheintal. Und auch diese vom Eis geräumte Wanne füllte sich mit Schutt. Im west-östlichen Wallenseetal aber blieb ebenfalls ein Toteisrücken liegen, einer späteren Seebildung eine Mulde bewahrend.

In den föhnärmeren Talabschnitten muss die Abschmelzung der späteiszeitlichen Gletscher zweifellos langsamer vor sich gegangen sein als in den eigentlichen Föhngassen, und es müssen sich dort stagnierende Eismassen isoliert haben. Unter dem Einfluss ausgeprägten und häufigen Föhnes aber mussten kräftige Schmelzwasser frei werden, die zu umfangreichen Aufschotterungen führen konnten. Existenz und Lage der Zürichseemulde, Existenz und Lage der Talauffüllung in der Linthebene erhalten so eine gemeinsame Erklärung.

Staubs Untersuchung und gedankliche Konzeption ist belebend. Sie erlöst aus der Stagnation, in welche die Frage nach der Entstehung der alpinen Randseen schon vor Jahrzehnten geraten ist. Er wendet seine Theorie in eingehender Einzelprüfung auf alle Seen am Alpenfuss an. Uebereinstimmungen und Belege fallen ihm in reichem Masse zu. So wollen wir nun Rudolf Staubs eigene Formulierung übernehmen: «Der Zürichsee ist entstanden, weil der Glarner Föhn in seinem Bereich den Linthgletscher nicht so rasch zu schmelzen vermochte wie im Gaster und im Glarnerland, und weil dieser im Zürichseebecken liegen gebliebene Rest des Linthgletschers das heutige Seebecken vor Zuschüttung durch die stürmische junge Linth bewahrt hat.»

*

Wir lassen nun Zeit und Geschehen der Entstehungsgeschichte unserer Zürichsee-Landschaft zusammenfassend an uns vorüberziehen:

Das voreiszeitlich schon angedeutete Tal entsprach möglicherweise einst dem westlichsten Arm des grossen Rheindeltafächers, der die Nagelfluhmassen des ostschweizerischen Molasselandes aufschüttete. Während fünf Eiszeiten zog der Linthgletscher durch dieses Tal. Er modellierte an dessen Form. Vereisungen und Zwischeneiszeiten gaben dem Zürichseetal ein reichgegliedertes Relief. Wahrscheinlich während der grossen Zwischeneiszeit wurden die prägnanten Terrassenleisten in die Talhänge gekerbt. Ihre Entstehung ist nicht vollkommen abgeklärt. «Auf alle Fälle sind es Erosionsterrassen» (Hans Suter). Die nachfolgende Senkung biegt auch sie ein und gibt ihnen zwischen Männedorf und Stäfa einerseits und zwischen Au und Wädenswil anderseits das erwähnte rückläufige Gefälle. Ganz wesentlich arbeitet auch die letzte Vereisung am Landschaftsbild. Der Gletscher häuft sein Schuttmaterial rings an den Rändern in mehreren Moränenlinien, seiner jeweiligen Ausdehnung entsprechend.

Vor allem auf seiner linken Seite, auf der Aussenseite seiner grossen Kurve, zeichnet er einen ganzen Moränenschweif in die Landschaft. Es entsteht die Moränenlandschaft von Hirzel-Hütten. Das Zürcherstadium erhält unter den Rückzugsetappen ausschlaggebende Bedeutung: besonders lange dauert der Halt, besonders kräftige Moränen umzeichnen die Gletscherzunge, besonders tief wird das Zungenbecken ausgepflügt. Und nun brechen die Föhnstürme über den Alpenwall, hineinkanalisiert in die Nord-Südtäler. Ihre Wärme und Trockenheit bringen die glarnerischen Eismassen zum Zerfall und zur Schmelze. Der Rheingletscherarm, der vom Wallenseetal her in den Linthgletscher mündet, wird durchgeschnürt, denn der warme Hauch aus dem Bergtal stösst in das eigentliche Haupttal vor und schmilzt auch das Eis im Gaster auf. Eine Resteismasse im Zürichseetal ist isoliert. Sie füllt, mit Alpenschutt überschleiert, noch ihr Zungenbecken, gleich einem gewaltigen, in den Boden eingenisteten Tier. Aus dem Glarnerland, vom zurückweichenden Hauptgletscher, aus den Nischen der seitlichen Gletschertäler stürzen gewalttätige Wasser hervor, ungehemmte Gletscherwildbäche. Jahrtausende genügen ihnen, um tiefe Talträge aufzufüllen mit ihrem rollenden Schutt. Sie füllen den Haupttaltrog zwischen den Resteismassen des Zürich- und Wallenseetales. Die Linthebene wird aufgeschüttet. Indessen sind auch die Resteismassen eingeschrumpft. Das Zungenbecken des ehemaligen Linthgletschers füllt sich mit Wasser. Der Zürichsee ist da, dieser Anreger einer grandiosen Kulturlandschaft.

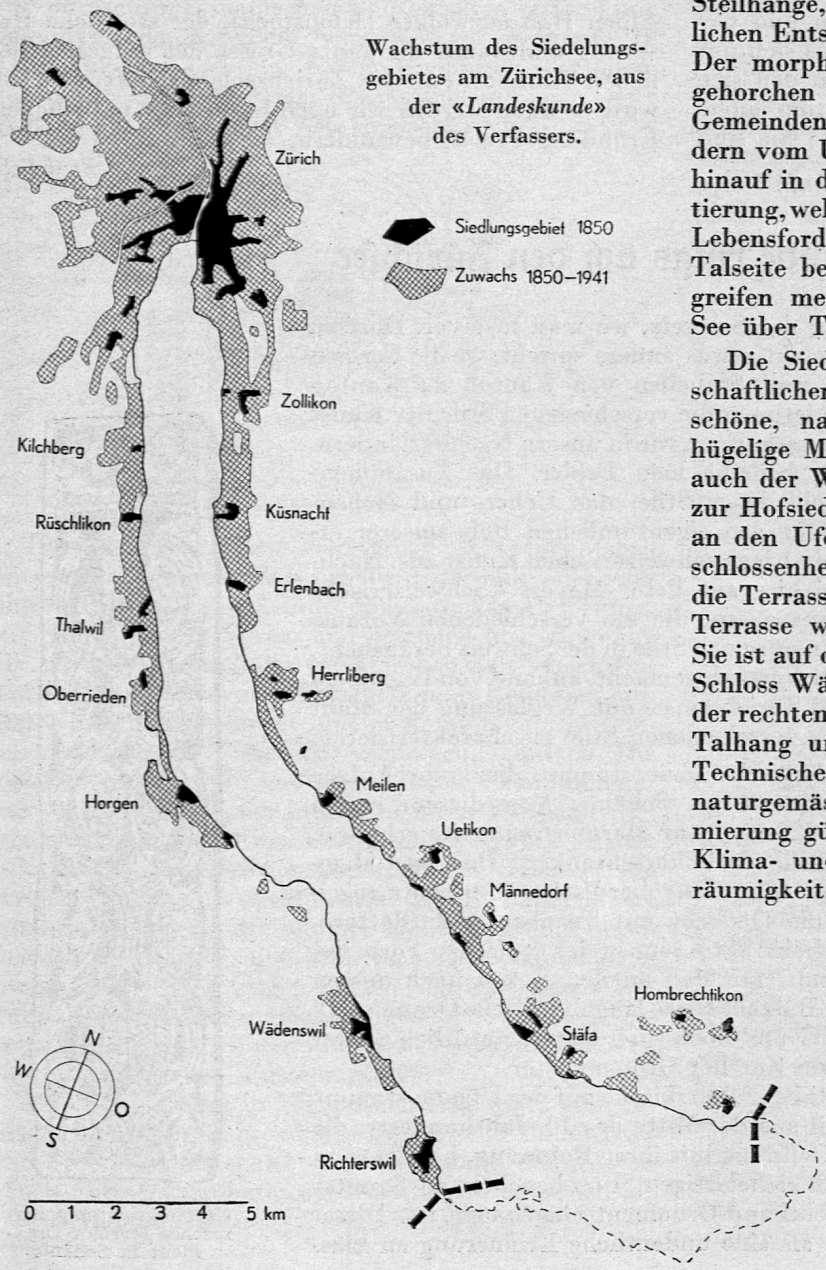
Aber die planetaren Kräfte arbeiten noch weiter an

der Zürichseelandschaft. Die Talflanken sind bereits während der Schmelze des Resteises angeschnitten und auch die Moränen zum Teil durchsägt worden von seitlichen Gewässern. Sie beissen sich nun immer tiefer in die Hänge des Tales ein. Die Tobel entstehn. Erratische Blöcke rollen in sie hinein und erhöhen ihren landschaftlichen Reiz. Schutt wird aus diesen Kleinschluchten ausgeräumt und in gewaltigen Unwettern in den See gespült. Deltas wachsen in die Seefläche hinaus.

Nun sind alle Grundlagen gegeben, die eine aussergewöhnliche Vermenschlichung, eine hohe Kultivierung dieses Naturbildes auslösten, nachdem der Geist über der Landschaft wehte.

*

Diese Landschaft wirkt zweifellos zunächst als Ganzes: die vielversprechende Weite der Talwanne, die lichterfüllte Schönheit der Seemulde locken den Menschen. Die Gesamtwirkung begünstigt sodann die menschliche Niederlassung dauernd durch klimatische Vorzüge. «Die Zürichseegegend zeichnet sich durch ein milderes Klima vor allen anderen Kantonsteilen aus» (A. Schoch). Die Temperatur des Seewassers ist im Winter durchschnittlich 2,4 Grad höher als die der umliegenden Uferluft. So spielt der See in gewissem Sinne die Rolle eines Wärmespeichers. Sein Spiegel reflektiert ausserdem Licht und Wärme als zusätzliche Strahlung auf die steileren, in allererster Linie rechtsseitigen Talhänge. Reben, Gärten und die berühmte frühe Entwicklung der Vegetation im Frühling sind sichtbare Zeugnisse der klimatischen Gunst.



Wachstum des Siedelungsgebietes am Zürichsee, aus der «*Landeskunde*» des Verfassers.

Siedlungsgebiet 1850

Zuwachs 1850–1941

Innerhalb der Gesamtheit dieses Zürichseeklimas ist das Pflanzenkleid durch menschliche Hand den morphologischen Formen der Landschaft angepasst. Noch tragen viele der Steilhänge Reben. Sie leuchten erdigbraun oder bläulich-grün oder rot aus dem Landschaftsbild, je nach der Jahreszeit. Die flacheren Terrassenböden tragen zum Teil Aecker, vor allem aber Wiesen und Obstbäume, wie auch der regenreichere linke Talhang. Das helle Bild wird vom Wald der umliegenden Höhenrücken dunkel umrahmt. Schmale Waldstreifen fallen quer über die Talhänge ab, die Tobel verkleidend und markierend. Einzelne kurze Waldstriche bezeichnen da und dort eine Terrassenkante.

Solchen Naturkonstanten und Vegetationsflächen ist auch das prägnante Bild der Gemeindekarte am Zürichsee verpflichtet. Ufersaum, Terrassenbänder, Steilhänge, Moränenzüge betonen ihrer erdgeschichtlichen Entstehung gemäss die Längsstruktur des Tales. Der morphologischen Längslinierung der Landschaft gehorchen generell auch die Wirtschaftsgürtel. Die Gemeinden jedoch greifen umgekehrt in breiten Bändern vom Ufer über Rebenhänge und Terrassenwiesen hinauf in die Wälder. Diese kommunale Quersegmentierung, welche die Naturgegebenheiten gerecht und den Lebensforderungen gemäss verteilt, ist auf der rechten Talseite beachtlich regelmässig; auf der linken Seite greifen mehrere Gemeinden im gleichen Sinne vom See über Terrassen und Moränenwälle zur Sihl.

Die Siedlungen passen sich ebenfalls in die landschaftlichen Grundlagen ein, und es entsteht eine schöne, natürlich geordnete Kulturlandschaft. Das hügelige Moränengelände von Hirzel-Hütten, in dem auch der Wald in kleine Parzellen aufgelöst ist, führt zur Hofsiedlung. Die frühen Dörfer reihen sich vorerst an den Ufersaum, sie setzen sich in malerischer Geschlossenheit auf die Deltaflächen und ersteigen auch die Terrassen. Vor allem eine, die grosse oder zweite Terrasse wird anthropogeographisch bedeutungsvoll. Sie ist auf der linken Seeseite charakterisiert durch das Schloss Wädenswil und durch die Kirche Thalwil, auf der rechten Seite beherrscht sie als Zollikerterrasse den Talhang und ist von Stäfa bis zur Eidgenössischen Technischen Hochschule zu verfolgen. Die frühen naturgemässen Dörfer leben von der örtlichen Summierung günstiger landschaftlicher Faktoren, von der Klima- und Verkehrsgunst des Sees, von der Weiträumigkeit der Siedlungsflächen, von der vielfältigen Fruchtbarkeit des Tales, von den Energiequellen der Bäche. — Körperliche Landschaftsformen und atmosphärischer Charakter ergeben ausserdem ein Gesamtbild, dessen anziehende Aesthetik schwer systematisch zu fassen ist, es wäre denn durch eine nüchterne Zählung der Aussichtspunkte, der Kur- und Heilstätten.

Dieses Kulturlandschaftsbild, «Bild eines reicheren Lebens für den Betrachter, Sinnbild einer erhöhten Lebensstimmung für den Reisenden, den Dichter»

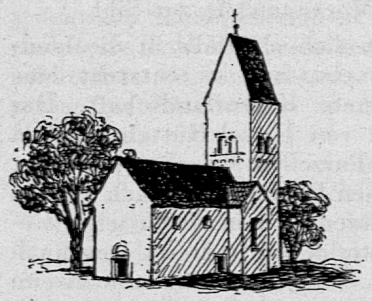
(Max Wehrli), zog Grosse an und gab ihnen erneute Grösse durch Inspiration. Davon geben Zeugnis die Literaturgeschichte und im intimeren Sinne die Zürichsee-Anthologien. Auch Heinrich Pestalozzi stand (1800) vor dem Zürichsee: «. . . jetzt lag er in seinem ganzen länglichen Glanz vor meinen Augen, wie ein breiter Strom, der durch ein gesegnetes Tal fliesst. Ich sah den ganzen See, seine beiden Ufer — ein Land, wie ich keines gesehen, ein Land, wie kein Fremder keines weiss, keines je gesehen hat! Ich sah mein Vaterland und den schönsten Teil meines Vaterlandes vor meinen Augen . . . Das Land ist wie ein Garten, Felder und Wiesen wie Gartenbeete . . . Ein Fürstentum bezahlt einen solchen Garten nicht, wenn er durch Kunst gemacht werden muss, aber ein armes Volk hat ihn erschaffen. Die Natur hat ihn gemacht, und ein armes Volk hat ihr nachgeholfen . . . Es brauchte ein Zürichbiet, es brauchte Zürichbieter, es brauchte Jahrhunderte, es brauchte eine Stadt wie meine Vaterstadt, es brauchte Ahnen wie unsere Ahnen, es brauchte bürgerliche Schranken und Gebietsschranken wie unsere, es brauchte eine Freiheit wie unsere Freiheit, es brauchte eine Frömmigkeit wie unsere Frömmigkeit, es brauchte Tugenden, es brauchte Volkstugenden, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbten und Stadt und Land, Schlösser, Pfarrhäuser, arme Hütten und Gewerbestuben durch ein Band vereinigten, das sich nur in den schönen Tagen der Unschuld und in den sich erhebenden Stunden einer Religionsrevolution allgemein knüpfet. Ach, wo sind sie, diese Tage? Sie sind hin . . .»

In die Zürichseelandschaft stürmte die Industrialisierung, gefördert von der länderverbindenden Eisenbahn, durch die Elektrizität befreit von der Bindung an das Wasser. Ihr folgte ein undisziplinertes Bauen, das sowohl auf die Landschaftsform, wie auch auf den Nachbarn seltener noch Rücksicht nahm. Die Einwohnerzahl von Küsnacht hat sich in den vergangenen 30 Jahren verdoppelt. Alte Sitze verschwinden in einem seltsamen Gelichter von Neubauten. Dörfer werden zu Städten. Horgen hat 1948 auch zahlenmässig Kleinstadtrang erreicht. Die gesunden grünen Trennungsbänder zwischen den Dörfern schrumpfen ein. Die Zürichseelandschaft läuft Gefahr eine einzige und dem schweizerischen Mass nicht mehr tragbare Stadt zu werden. Die Schönheit natürlicher Ufer ist im Aussterben. Der See zeigt Krankheitserscheinungen der Landschaft. Alarmierend wird zum Landschaftsschutz am Zürichsee aufgerufen, zum Schutze der Landschaft vor dem Menschen! —

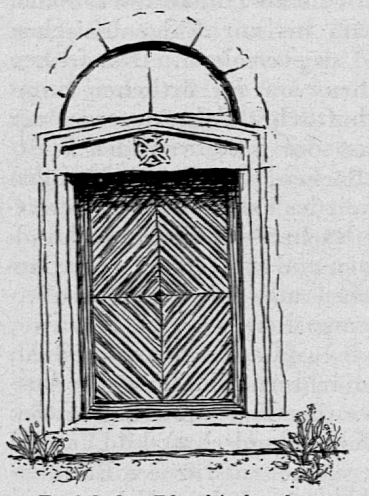
So ist im einzelnen, am Ufer, im Dorf, an der Strasse, das Bild erschreckend oder mindestens zur Mahnung geworden. Wenn wir aber eine Höhe ersteigen und das Zürichseeland als Ganzes überschauen, die stadtwerdende Aufdringlichkeit etwas in die Tiefe taucht — wenn über den Molassebergen «sich fern silberner Alpen Höh entwölkt» (Klopstock), der stoffliche Ursprung und damit die ganze Grösse der erdgeschichtlichen Komposition der Zürichseelandschaft sichtbar wird — dann werden wir noch immer der natürlichen Erfindung Pracht bewundern.

Emil Egli.

Stilkunde rings um den Zürichsee



Pfarrkirche auf der Ufenau, geweiht 1148 (Turm 1619 erhöht; Querschiff von 1676)



Portal der Pfarrkirche der Ufenau, 10. Jahrhundert (neu verwendet um 1141)

Bei uns in der Schweiz, wo man fast von Dorf zu Dorf den Dialekt etwas anders spricht, wo die Formen von Büfetts und Stabellen von Kanton zu Kanton wechseln, findet man die verschiedenen Stile der Kunst selten so rein verkörpert wie in unsern Nachbarländern. Das ist aber beileibe kein Fehler. Das Zusammenfliessen verschiedener Stile, das Ueber- und Nebeneinander macht den eigentümlichen Reiz unserer erstaunlich vielfältigen schweizerischen Kunst aus. Nachdrücklich sei hier auf Peter Meyers «Schweizerische Stilkunde» verwiesen, die die verschiedenen Voraussetzungen der einzelnen Stile in der Schweiz heraushebt. Es sei hier der Versuch gemacht, anhand von Exempeln rings um den Zürichsee — mit Weglassung der Stadt Zürich — die verschiedenen Stile zu charakterisieren.

Aus *karolingischer* Zeit stammt die erste Anlage des Benediktinerstiftes Schänis. Von diesem ersten Bau von ca. 820 sind nur Marmorfragmente erhalten, vermutlich Teile der Chorschranken. Das hier abgebildete Stück trägt langobardisches Gepräge: regelmässiges Rankengeflecht mit Trauben und Blättern, zuoberst erscheint ein Kreuz in der typischen Form des 1. Jahrtausends, mit den an den Ecken nach aussen geschweiften Balken. Diese langobardische Ornamentik findet sich bei uns noch viel später, natürlich weiter entwickelt, am Zürcher Grossmünster.

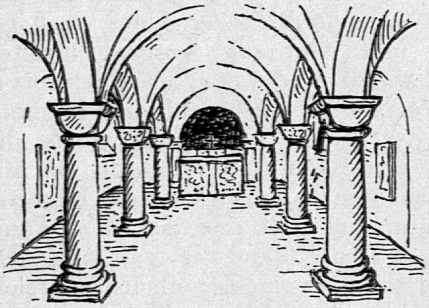
Beim Portal der Pfarrkirche auf der Ufenau stammt der Hauptteil aus der Mitte des 10. Jahrhunderts, die rechteckige Oeffnung mit ihrer Rahmung, bei der man besonders den giebelartigen Sturz beachten wird, unter dem ein Flechtband-Ornament eingehauen ist. Dieser Giebel wirkt als eine undeutliche Erinnerung an klas-

Karolingisch-langobardisches Marmor-Ornament in Schänis

sische Tempelgiebel. Er passt zur literarischen Haltung der ottonischen Renaissance, die die klassischen Bestrebungen Karls des Grossen nochmals aufgreift. Deutlich erkennbar ist bei diesem Portal (abgesehen vom spätern Entlastungsbogen) der Wille, an römische Formen anzuschliessen.

Die *romanische Kunst* ist eine Kunst, die äusserlich gekennzeichnet wird durch die Verwendung von Rundbogen, im Gegensatz zu den Spitzbogen der Gotik. Ihre Bauten sind schwer und klar gegliedert, einfach kubisch im Aeussern und im Innern. Die beiden Kirchen auf der Ufenau sind bescheidene, aber wohlproportionierte romanische Bauten. Bei der hier abgebildeten Pfarrkirche St. Peter und Paul hat man nachträglich den Turm erhöht (1619) und ein Querschiff angefügt (1676). Beim Bau der jetzigen, hier abgebildeten Kirche von 1141 hat man das oben bereits erwähnte Portal der kleinen Kirche des 10. Jahrhunderts wieder verwendet und darüber einen halbrunden Entlastungsbogen gespannt. Typisch romanisch sind weitere Einzelheiten: die hochsitzenden, kleinen, rundbogigen Fensterchen des Schiffs, der Rundbogenfries unter den Schallarkaden und die rundbogigen Arkaden der Glockenstube selber. Das Innere ist flach gedeckt, das Chor ist im Turm untergebracht (Turmchor).

Von weitern romanischen Bauten sei in erster Linie das idyllische Kirchlein von Wetzwil genannt. In Küsnacht sind Teile der Kirche romanisch, vor allem der untere Teil des Turms. Romanisch sind auch weite Partien der ehemaligen Klosterkirche von Rüti.



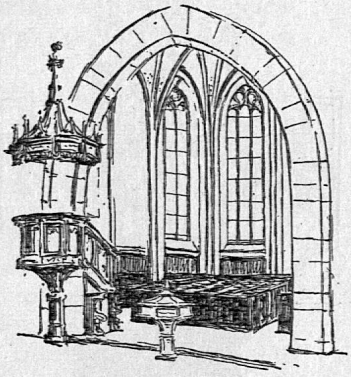
Krypta der Stiftskirche von Schänis, 12. Jahrhundert

In romanischer Zeit sind grosse Kryptenanlagen unter dem Chor besonders beliebt. Diese halb oder ganz unterirdischen Räume sind vorchristlichen Ursprungs, entwickeln sich in Syrien und gelangen über Ravenna ins Abendland. Nach der romanischen Zeit verschwinden sie. In den Krypten bewahrte man Reliquien auf. Der Name deutet darauf hin; er kommt vom griechischen «kryptein» = bergen, verbergen, schützen. Die karolingische Krypta unter dem Zürcher Fraumünster ist vor dreiunddreissig Jahren in ihren Fundamenten freigelegt worden. Eine weiträumige Krypta besitzt bekanntlich das Zürcher Grossmünster. Hier ist die Krypta von Schänis abgebildet, die im 12. Jahrhundert entstanden ist, eine dreischiffige Halle, unterteilt durch massive, schwere Säulen, die romanische Kreuzbogen tragen. Die Säulen zeigen die typisch romanische Bildung: als Basis auf viereckiger Platte zwei Ringe, getrennt durch einen Wulst, und als Ueberleitung zu den Gewölbegurten ein Würfelkapitell.

Die Gotik bildet in allem einen Gegensatz zum romanischen Stil. Während der romanische Baumeister und Steinmetz die schweren Massen liebt, die gedrungenen Formen, die betonten Rundbogen, erstreben die gotischen Künstler die Auflösung der Massen, das Emporstrebende, Schlanke. Sie überspannen die Räume mit Spitzbogengewölben und lösen die Wände so weit in Fenster auf, als es mit den damaligen Mitteln statisch möglich ist. Die besten Exempel frühgotischer Bauplastik im Zürichseegebiet liefern die Kapitelle im Chor der Kirche von Rüti. Die baulustige Zeit der Spätgotik hat vor allem nach den Burgunderkriegen zahlreiche Werke geschaffen. Während die romanische Kunst eine Kunst der Klöster und der Ritter ist, ist die Gotik überwiegend eine Kunst des Bürgertums.

Das schönste Exempel einer gotischen Kirche am Zürichsee besitzt *Meilen*. 1493 bis 1495 ist der Bau entstanden, als Meilen kirchlich noch unter dem Stifte Einsidlen[1]) stand. (Das Stift im Finstern Walde besass die Kollatur, den Pfarreinsatz, bis 1824 und musste auch das Chordach unterhalten.) Während das Schiff der Meilener Kirche 1684 verändert und 1789 stukkiert wurde, haben Chor und Turm ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt. Die Kirche von Meilen verkörpert den Normaltypus spätgotischer Pfarrkirchen: flachgedecktes Schiff, gewölbtes Chor, an dessen Nordseite sich der Turm legt. Man schreibt den Bau der Kirche von Meilen dem Erbauer der Zürcher Wasserkirche zu, dem schwäbischen Meister Hans Felder, obwohl sein Steinmetzzeichen am Bau nirgends vorkommt. Das Chor von Meilen kann als Schulbeispiel der Gotik dienen. Gotische Bauten sind, um mit dem modernen Ingenieur zu sprechen, Skelettbauten. Anstelle schwerer Gewölbe spannt man über das Innere dünne Rippen, die auf ebenso schlanke Säulen, die sogenannten Diensten, abgesetzt werden. Zwischen die Rippen werden nur ganz dünne Gewölbekappen gelegt. Zum Auffangen des Seitenschubs der Gewölbe, der naturgemäss auf wenige Punkte konzentriert ist (dort, wo im Innern die Rippen zusammenlaufen), sind am Aeussern Strebepfeiler errichtet, die von unten nach oben abgetreppt sind. Aussen und innen tritt also beim gotischen Bau das konstruktive Element in einer früher nie gesehenen Nacktheit zutage; aber durch Bauplastiken und Ornamente wird dieses Skelett geadelt. Vor allem die obern Teile der Fenster werden blühend belebt durch durchbrochenes Steinwerk, das sogenannte Masswerk. Alles strebt am gotischen Bau in die Höhe. Deshalb werden in der Spätgotik sogar die Kapitelle weggelassen, die im romanischen und hochgotischen Stil den Uebergang von den Senkrechten zu den Bogen bezeichnen. Die grossen Fensterflächen bekamen eine teppichartige Verkleidung mit bunten Glasgemälden, durch die das Innere völlig entmaterialisiert schien. Beim Chor von Meilen sind diese Glasgemälde längst ver-

Kirche von Meilen, 1493/95



Inneres der Kirche von Meilen (Kanzel und Taufstein neugotisch)

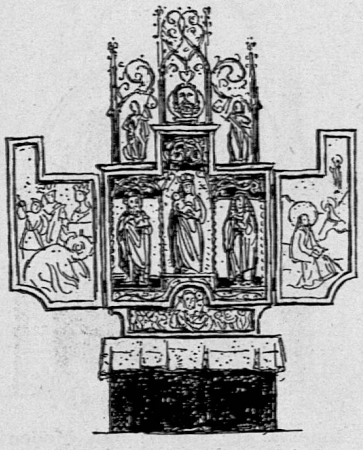
[1]) Der Autor schreibt mit Absicht diese Form an Stelle der dem Hochdeutschen angepassten. *Red.*

schwunden (nur eine kleine Kabinettscheibe von 1600 ist jetzt zu sehen). Aber auch ohne die Farbenwunder gotischer Glasmalerei atmet das Chor der Kirche von Meilen festliche Weite und elastische Kraft. Wegzudenken hat man sich natürlich die neugotischen Zutaten, Kanzel und Taufstein. — Der Meilener Kirchturm zeigt die schon in romanischer Zeit übliche Form eines Käsbisse-Daches (vgl. Ufenau). Ueber die Giebel empor fahren jedoch schlanke Fialen-Türmchen als Element der Massenauflösung. Die Glockenstube darunter hat elegante Masswerkfenster.

Nach Meilen ist das gotische Chor der Stiftskirche von Schänis, zu Anfang des 16. Jahrhunderts errichtet, das schönste Beispiel spätgotischer Bauweise im Umkreis des Zürichseegebiets. Nicht vergessen sei die Rapperswiler Stadtkirche mit ihren zwei ungleich hohen und aus verschiedenen Zeiten stammenden Türmen. Ihr Chor entstand 1491/96. Es weist lebendige Masswerkfenster auf. Ueber den Wert der neugotischen Ausstattung der Kirche wollen wir hier lieber schweigen. Flachgedeckt war von Anfang an das spätgotische Chor sowie das Schiff der Kirche von Küsnacht, die sich jetzt fast ganz neugotisch präsentiert. — Als reizvolles Beispiel einer kleinen gotischen Kapelle verweise ich hier auf St. Dionys bei Wurmsbach.

Von der alten Ausstattung hat sich in den gotischen Kirchen des Zürichseegebietes nur Weniges erhalten. In der March finden sich an Ort und Stelle noch fünf spätgotische Flügel-Altäre; drei davon stehen in der Kapelle von St. Johann bei Altendorf. Diese Kapelle selber, höchst reizvoll gelegen, ist ein architektonisches Unikum: ihr Chörlein steht auf den Fundamenten des östlichen Rundturms der 1350 zerstörten Burg Alt-Rapperswil. Daran fügte man 1476 ein Schiff und sieben Jahre später den Turm.

Flügelaltäre sind eine typische Schöpfung der nordischen Gotik; sie sind schreinartige Aufsätze auf dem eigentlichen Altar, mit beidseitig bemalten Flügeln, die an Werktagen und in der Fastenzeit geschlossen waren, um sich am Sonntag zu öffnen und die goldschimmernden Schnitzereien des Schreins zu enthüllen. Der hier abgebildete Hauptalter von St. Johann ist intakt erhalten, mit reichem figürlichem und gemaltem Schmuck. Seine durchbrochene Bekrönung, das sogenannte Gespreng, demonstriert anschaulich, wie man in spätgotischer Zeit (der Altar entstand ca. 1510/20) die architektonischen Formen nicht mehr ernst nahm, sondern rein dekorativ benützte. Zwischen dem kraus verschlungenen Rankenwerk sieht man in der Mitte das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers auf der Schüssel und seitlich die Figuren St. Michaels und des Drachentöters Georg. — Nicht minder prunkend sind die Seitenaltäre der Kapelle. Zwei ganz ausgezeichnete Schnitzaltäre kann man in der Kapelle St. Jodok bei Galgenen bewundern.



Flügelaltar in St. Johann bei Altendorf, ca. 1510—20

Zahlreich waren ehemals die Burgen, die das Gelände um den Zürichsee säumten. Die mächtigste von ihnen steht noch, die Burg Rapperswil. Eindrücklich reden die ausgezeichnet konservierten Ruinen des Doppelschlosses Alt Wädenswil, der grössten Burgruine des Kantons Zürich. Nicht vergessen seien zwei trutzige Wehr- und Wohntürme: Grynau (Flussübergang) und Pfäffikon-Schwyz (Wasserburg).

Gotische Einzelformen haben bei uns ungemein lange weitergelebt, bis lange ins Barock hinein. So finden wir etwa die gotischen Reihenfenster mit den typischen Kehlungen (kenntlich daran, dass man an solchen Fenstern nur schwer Vorfenster anbringen kann) bis weit ins 17. Jahrhundert hinein, wohl fast in allen Seegemeinden. Zahlreich sind bei derartigen Häusern im Innern die reichen, gewundenen und kompliziert ornamentierten Fenstersäulen.

Die Renaissance ist kein «gewachsener» Stil, sondern ein künstlich geschaffener, geschaffen in Florenz und hernach in Italien entwickelt, als bewusste Abwehr gegen Gotik. Ihr Name («Wiedergeburt») und ihr Ziel verhiessen Wiederherstellung der «guten», d. h. römischen Bauweise. Aber es kam da etwas völlig anderes heraus, schon weil die Bauaufgaben völlig verschieden waren von jenen der Römer. Im Gegensatz zur Gotik betont die Renaissance wieder die Waagrechten, das ruhige Lagern der Bauten, die festen, geschlossenen Mauern. Rundbogen und gerades Gebälke kehren wieder. Die Ornamentik ist in freier Anlehnung an antike Formen entstanden. Schon nördlich der Apenninen, in Mailand und in Venedig, hat man die Renaissance missverstanden und im neuen Ornament die Hauptsache gesehen. Dieses Missverständnis wurde nördlich der Alpen noch grösser, wo Augsburg und Nürnberg Ausgangspunkte für den neuen Stil waren. In der deutschen Schweiz (im Tessin sind die Portale der Kathedrale von Lugano köstliche Beispiele der neuen Dekoration), wurde die Renaissanceform von Basel aus verbreitet, vor allem durch Holbein und seinen Kreis. Aber die Renaissance kam zu spät zu uns, um sich durchsetzen zu können. Noch stärker als in Deutschland verstand man sie bei uns als eine rein dekorative Angelegenheit. Zahlreiche Bauten mischen bei uns in köstlicher Weise spätgotische Formen mit solchen der deutschen Renaissance und des Frühbarock. Vielfach geht bei uns die Spätgotik direkt ins Barock über.

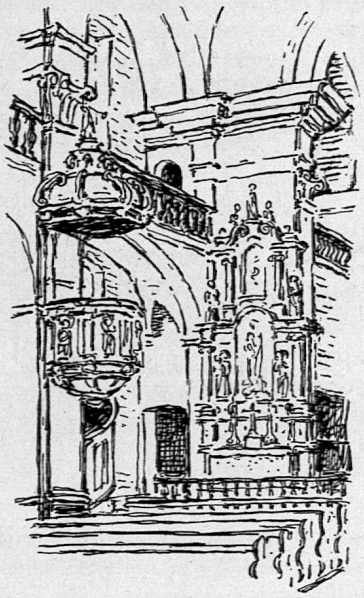
Im Zürichseegebiet hat die Renaissance keine wichtigen Bauwerke hinterlassen. Der einzige bedeutende Renaissancebau war das Landvogteischloss Wädenswil (1554), von dem nur noch das Portal erhalten ist. Sonst finden wir die Renaissance nur in architektonischen Ziergliedern, etwa an Fenstersäulen in der Komturei von Bubikon (1570) oder bei einer Torbekrönung von 1606 an einem Nebenbau der Mühle in Mülenen bei Richterswil.

Wie hübsch man gelegentlich in der neuen Sprache «à la Renaissance» Altbekanntes formuliert hat, soll hier ein Flügelaltärchen von 1532 illustrieren, das in einer Querschiff-Kapelle der Rapperswiler Pfarrkirche steht. Man vergleiche es mit dem Flügelaltar von St. Johann bei Altendorf!

Renaissance-Altar in der Rapperswiler Pfarrkirche, 1532

Fensternische und Deckenstukkaturen im Landgut Bocken bei Horgen, um 1675

Chorseite der Pfarrkirche von Lachen, 1708/11



Einzelheit aus der Lachener Pfarrkirche (Vorarlberger Schema)

Die Grundformen sind die gleichen: ein Schrein, dessen bemalte Flügel sich öffnen lassen, bekrönende Statuen, die die Masse nach oben auflösen.

Beim Rapperswiler Altar sind die Flügel aber einfache Rechtecke und die Bekrönung wird von einem Halbkreis straff zusammen gehalten. Die Statuen auf den beiden flankierenden Pilastern heben sich scharf ab, während sie im Gesprenge des gotischen Altars nur Teile der krausen Gesamtbewegung sind. Typische Renaissance sind die (auf der beigefügten Zeichnung nicht erkennbaren) Einzelornamente des architektonischen Aufbaus: Hermenpilaster, Rahmenpilaster, Muschelnischen, Rosetten usw.

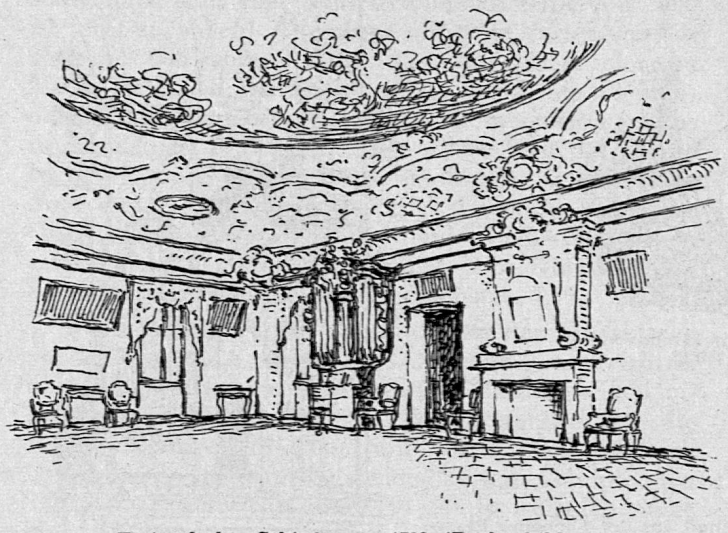
Gleich der Bezeichnung «gotisch», die ursprünglich «barbarisch» besagte, ist das Wort «barock» als Schimpfwort geprägt worden. Noch unsere Grossväter sagten verächtlich: «Das ist eine barocke Idee». *Das Barock* ist das Gegenstück zur Renaissance, so wie die Gotik den notwendigen Gegensatz zum romanischen Stil bildet. Die Kunst ist in stetem Flusse, strebt von einem Extrem zum andern. Der «Vater-Komplex» der Psychoanalyse gilt in gewissem Sinne für die Kunst: nach einigen Generationen lehnt man die vorausgegangene Kunst leidenschaftlich und bis ins letzte ab und schafft Formen, die der ältern Kunst in allem widersprechen.

Noch vor zwei Generationen sah man in der klassischen Antike und in der Renaissance absolute Höhepunkte der Kunst. Heute weiss jeder Gebildete, dass das Barock und seine Gegenstücke (das antike Barock, die Spätgotik) dem klassischen Stil ebenbürtig sind. Die Rehabilitierung des Barock geschah vor allem durch den grossen, nun 80jährigen Schweizer Gelehrten Heinrich Wölfflin, der in seinen berühmten «Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen» den Gegensatz zwischen Renaissance und Barock endgültig in formaler Hinsicht präzisiert hat. Die zehn polaren Begriffspaare, die Wölfflin aufstellt, lassen sich auf den Gegensatz zwischen linearer (Renaissance) und malerischer (Barock) Sehweise reduzieren. Die Renaissance ist im Westen statisch, beharrend, das Barock dynamisch, voll Spannung.

Auch der Barockstil kam in Italien zur Welt und zwar in Rom. Während die Renaissanceformen zu uns auf dem Umweg über Deutschland gelangten, fand das Barock seinen Weg vom Tessin herauf und von Oesterreich her. Als Beispiele barocker Formgebung sei hier eine Fensternische aus dem Landhaus Bocken bei Horgen gewählt (um 1675). Wände und Decken zeigen Stukkaturen in schwerem Hochbarock. Die Decke wird durch festes Rahmenwerk rhythmisch aufgeteilt. Saftige Rankenornamente füllen die Flächen. Auch von den Ecken des Fensterbogens hängt Stuckgeschnörkel herab. Das Fenster selber hat eine hölzerne Einrahmung bekommen. Ihr unterer Abschluss zeigt eine Sonderform des deutschen Barock, Ornamente im sogenannten Knorpelstil, der in den 1660er Jahren aufkam. Die Ornamente dieser Fensternische wirken dadurch besonders stark, dass die Wandflächen daneben betont leer und glatt gehalten sind. Dieser Gegensatz entspricht dem echt barocken Empfinden.

Das Landgut Bocken eröffnet die Serie zürcherischer Herrensitze am See. Diese Landsitze entsprangen nicht der Sehnsucht nach der Natur, sondern sie hingen mit den Reben und den Obstbäumen zusammen, die eine treffliche Kapitalanlage darstellten. Diese Landgüter werden im 17. und 18. Jahrhundert immer grosszügiger, obwohl man sie meist nur zur Zeit der Lese bewohnte. Im Anschluss an die zürcherischen Patrizierhäuser des 17. Jahrhunderts werden diese Herrenhäuser schon im Frühbarock symmetrisch angelegt; sie atmen gelassene Ruhe und altväterische Behäbigkeit. — Im 17. und frühen 18. Jahrhundert entstehen die typischen Reihenhäuser, die teilweise noch gotische Fenster besitzen (Häusergruppe «im Mies» in Stäfa, Reihenhäuser beim Weiler Binz oberhalb Stäfa, Bühlerhaus in Wädenswil usw.). Die reichsten Fachwerkhäuser stammen aus dem 17. und frühen 18. Jahrhundert.

Das künstlerisch wichtigste Bauwerk des Hochbarock am Zürichsee ist zweifellos die Pfarrkirche von Lachen. Ihr Aeusseres mit den beiden Zwiebeltürmen und dem geschweiften Dach des Chors mutet fast wie eine Klosterkirche zwischen Linz und Wien an. Die Raumgestaltung der 1708/1711 gebauten Kirche entspricht dem sogenannten Vorarlberger Schema. Die «Vorarlberger Meister» sind Baumeister und Stukkateure aus drei Dörfern des Bregenzer Waldes, die seit dem letzten Drittel des letzten Jahrhunderts innerhalb Süddeutschlands und der Schweiz eine umfassende Tätigkeit entfalteten. Ihr Normalschema besteht konstruktiv darin, dass die Streben der Längswände, die



Festsaal der Schipfe um 1732 (Deckenbilder von Giuseppe Appiani)

bei gotischen Bauten nach aussen vorspringen, ins Innere gezogen werden; zwischen diese Streben werden Galerien gespannt, und die Streben werden mit Durchgängen durchbrochen. So entsteht ein ganz neuer Raumtypus, bei dem das Licht aus der peripheren Raumzone ins Innere fällt und die Fenster beim Blick nach vorn gar nicht in Erscheinung treten. In dieser Art bauten Vorarlberger Meister bei uns die Klosterkirchen von Disentis, Engelberg, Rheinau, St. Urban, Seedorf, das Chor der Einsidler Stiftskirche. — Der Kirchenraum von Lachen ist voll von räumlichen Gegensätzen. Die Hauptrichtung nach dem Altar hin wird durch die Wölbung und die Balustraden der Galerien scharf betont; die einspringenden Streben wirken jedoch wie Kulissen und lenken in Verbindung mit den Quertonnen, die von Strebe zu Strebe gehen, die Raumbewegung nach rechts und links. Die drei Altäre sind als grosse Prunk- und Schaustücke errichtet mit typisch barocken Motiven in ihrem Aufbau, mit abgebrochenen Giebeln, gewundenen Säulen, verkröpftem Gebälk usw. Bei barocken Bauten wirken die einzelnen Künste eng zusammen; man darf eine barocke Statue nie rein für sich betrachten, sondern nur im Gesamtorganismus, während in der Renaissance die einzelnen Künste weitgehend emanzipiert sind. Das Gesagte gilt auch für Lachen, obgleich das Innere arg verrestauriert ist.

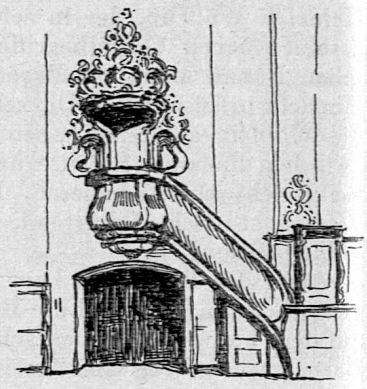
Die Franzosen bezeichnen die einzelnen Phasen des Barockstils nach ihren Herrschern Louis XIV, Régence, Louis XV, Louis XVI. Die Stukkaturen in Lachen und auf Bocken haben Verwandtschaft mit dem schweren Pompe des Louis XIV. Der ihm folgende Régence-Stil ist ein reiner Dekorationsstil, von zwei Pariser Künstlern geschaffen, Jean Bérain und Daniel Marot. Das schönste Beispiel reiner Régence am Zürichsee bilden die Stukkaturen der sehr fein proportionierten Kirche von Tuggen (1732). Typisch sind für diese Zierformen die dünnen Bandverschlingungen, aus denen heraus kleine Blättlein wachsen, sowie Gitterwerk, alles in zartem Stuck ausgeführt.

Régencestukkatur aus der Kirche von Tuggen, um 1735

Die katholischen Gebiete der Zürichseeufer besitzen zahlreiche Kapellen aus dem Früh- und Hochbarock. Zögernd folgten die protestantischen Teile. Da und dort hat man in Einzelheiten rasch aufgeholt. So besitzt etwa die Kirche von Herrliberg (1688 erbaut) eine Kanzel in dem damals sehr modernen bayerischen Knorpel- oder Ohrwaschelstil.

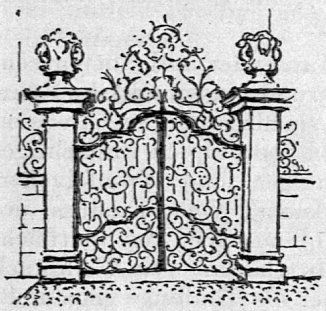
Um 1723 erhielt die vermutlich unter Hans Georg Werdmüller zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaute Schipfe zu Herrliberg einen Festsaal-Anbau. Der Saal besitzt eine ungewöhnlich reich und elegant dekorierte Stuckdecke, die teilweise Régence-Ornamente zeigt. In die Mitte der Decke malte der Mailänder Maler Giuseppe Appiani, churmainzischer Hofmaler, 1732 eine rauschend bewegte Darstellung der olympischen Götter und in kleinen Eckenbildern die vier Musen, alles echt italienisch temperamentvoll. Kostbar ist die übrige Ausstattung des Saales, ein Kamin mit Stuckmarmor, eine Barock-Orgel (wahrscheinlich vom Orgelbauer Johann Konrad Speisiger in Schaffhausen) und entsprechende Möbel.

Das Rokoko, das Louis XV, ist die feinste, müde Blüte der barocken Kunst. In einem früheren Jahrgange wurde hier die Kirche von Feusisberg analysiert. Erst im Rokoko (genauer gesagt, als man in Frankreich schon längst zum Gegenteil vorgeschritten war, zum Früh-Klassizismus) schwang sich der Kirchenbau des Kantons Zürich zu künstlerisch bedeutenden Bauten auf. Kurz hintereinander entstanden, nahe beieinander, zwei wahre Meisterleistungen barocker Raumgestaltung, die Kirchen von Wädenswil und Horgen. Rein raummässig sind diese beiden Gotteshäuser die bedeutsamsten kirchlichen Leistungen der ganzen protestantischen Schweiz. Beide verkörpern in grossartiger Weise den Typus der breitrechteckigen Predigtkirche. Der mächtige Raum von Wädenswil ist ein Werk des kühnen Appenzeller Baumeisters Hans Ulrich Grubenmann (1764/67). Grubenmanns Schwager Hans Ulrich Haltiner, übertraf mit seiner Kirche von Horgen (1780/81) Wädenswil an Kühnheit des Planes: ein Breitoval, an das sich an den Schmalseiten zwei Halbovale legen, die in elegantem süddeutschem Rokoko stukkiert sind. Ein Lichtbild oder eine Zeichnung kann nur schwer eine Vorstellung von der beschwingten Grossartigkeit dieser Räume geben. Ich begnüge mich, hier eine Zeichnung der Rokoko-Kanzel von Wädenswil einzufügen, die vom Vorarlberger Peter Anton Moosbrugger 1766 geschaffen wurde. Alles an ihr ist Bewegung, vom geschweiften Geländer bis zu den beiden kleinen Fensterchen neben der Rückwand und der wie Flämmchen zuckenden Bekrönung des Schalldeckels. Wölfflins barocke Kategorien des Atektonischen und absichtlich Unklaren sind hier beispielhaft verwirklicht. Zugleich erkennt man, wenn man diese Kanzel neben die Abbildung des spätgotischen Altärleins aus St. Johann bei Altendorf stellt, die innere Verwandtschaft zwischen den beiden Spätstilen.



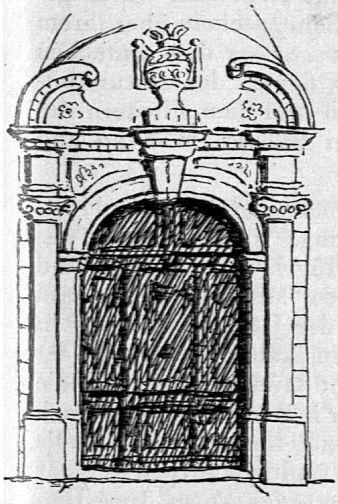
Kanzel in der Kirche von Wädenswil, 1766

Am gegenüberliegenden sonnigen Seeufer entstanden im Rokoko in Meilen zwei reizvolle Herrenhäuser, der Seehof und die Seehalde. Man vermutet als Architekten den Zürcher David Morf, den Baumeister des Rechbergs, des alten Waisenhauses, der Meise und des ehemaligen Zunfthauses der Schuhmacher (jetzt Haus zur Eintracht am Rindermarkt) in Zürich. Die beiden Herrenhäuser sind unter dem gleichen Bauherrn Felix Oeri 1767 entstanden. Der Seehof mitten im Dorfe Meilen besass prachtvolle schmiedeiserne Gitter am Balkon und an den Gartentüren; sie sind ins



Schmiedeisernes Gartenportal des Seehofes in Meilen (Von den Zürcher Meistern Kambli und Ochsner)

Schweizerische Landesmuseum abgewandert. Man schreibt diese Gitter den Zürcher Meistern Kambli und Ochsner zu. Es sind höchst virtuose Arbeiten; die Rocaille, eine Art weit ausgezogene Muschel, die dem Rokoko den Namen gab, wird an ihnen geistreich und zugleich materialgerecht verwendet. Die sandsteinernen Pfosten samt den bekrönenden Vasen sind sinnvoll in die Gesamtbewegung einbezogen. — Zahlreiche Herrenhäuser erhielten im Rokoko ihre eleganten Oefen. 1765 wurde die berühmte Porzellan-Manufaktur von Schooren-Bendlikon gegründet, deren köstliche Hauptarbeiten blühende Rokokoformen zeigen.

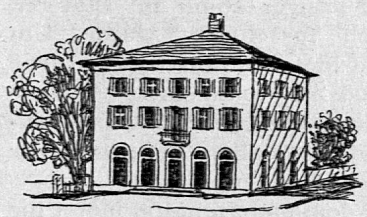


Louis XVI-Portal der Kirche von Altendorf, 1798

Den Uebergang zum *Klassizismus* bildet der Stil Louis XVI. Hier kehrt man allmählich wieder zur geraden Linie zurück. Die Einzelformen bleiben jedoch noch spielerisch bewegt. Der Louis XVI ist leicht kenntlich an gewissen Ornamenten, an den Vasen mit eckigen Henkeln, an dicken, hängenden Blättergirlanden, umwunden von dünnen Bändchen. Diesen Stil soll hier das Hauptportal der Pfarrkirche von Altendorf illustrieren. Das Mauerwerk dieses Gotteshauses ist spätgotisch; 1793 hat man das Innere in den Formen des Frühklassizismus umgestaltet. Stukkateur war ein Meister Moosbrugger, vielleicht der gleiche, der die üppige Kanzel von Wädenswil geschaffen hat. Ein derartiger Stilwechsel darf bei handwerklichen Meistern nicht überraschen; sie fügten sich eben den herrschenden Moden. Am Altendorfer Portal sind die Rahmung, der Korbbogen der Oeffnung und die bekrönende Vase durchaus frühklassizistisch, während die abgebrochenen Giebel, zwischen denen besagte Vase steht, noch völlig barock gedacht sind.

Kirche von Galgenen 1822/26 (Turm 1800/04)

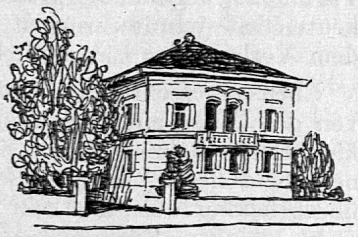
Recht zahlreich sind Landhäuser in den Formen des Frühklassizismus. Wohl das schönste von ihnen ist die Mariahalde in Erlenbach, ruhig gelagert, in wohlabgemessenen, klaren Formen. Der eigentliche Klassizismus wird gewöhnlich nach Napoleon als Empire-Stil bezeichnet. Der Klassizismus erstrebt feierliche Ruhe und Grösse, unter möglichem Anschluss an antike Formen. Im Kirchenbau besitzen wir mit der Kirche



Der Neuhof in Rapperswil, ca. 1840

von Galgenen eine ungewöhnlich geistvolle Leistung des Klassizismus. Der Zürcher Kantonsbaumeister Hans Konrad Stadler hat 1822/26 dieses schönste Exempel für diese früher als nüchtern verschrieene Auffassung erstellt. Am Aeussern hat man sich freilich den Turm wegzudenken, der schon 1800/04 entstand; das Innere ist durch wenig wertvolle Malerei entstellt.

Das sogen. Sempacherhaus in Stäfa, 1853



Als Beispiel eines einfachen klassizistischen Hauses sei hier der Neuhof in Rapperswil gewählt, schlicht im Kubus geformt, mit wenig geneigtem Zeltdach; bei der Behandlung der Wände ist alles auf den Kontrast zwischen den hohen rundbogigen Erdgeschoss-Oeffnungen und den kleinen rechteckigen Fenstern abgestellt.

Linus Birchler)*

*) Aus dem Jahrbuch vom Zürichsee 1944/45, Zeichnungen von Margrit Schill, Kerns.

Inselflur

Vor zwei Menschenaltern soll der östliche Teil des Seewinkels Unserer Lieben Frau zu Einsiedeln, zwischen Ufnau, Lützelau und der Hurdener Landzunge, eine einzige Schilf- und Binsenflur gewesen sein, durch die der Schiffer im «Röhrliweg» seine Bahn suchte, ein zusammenhängendes Halmgewoge über grünem Wasser, ein Gehege von Nist- und Brutplätzen der Haubentaucher und Schwäne, von Schlupfwinkeln der Wildenten, Möven und Blässhühner, von Jagdgründen für Möven, Milane und Reiher, von Laichstellen für die

trägeren Seefische, wie die Brachsmen, und im annoch lauteren untiefen Seewasser konnte man den Karpfen unter dem Kiel durchschwimmen und den Hecht bewegungslos stehen und lauern sehen. Heute säumen nur noch leichte grünwallende Vorhänge die Ufergürtel und See-Engen, und der Segler, der von der Bächau gegen den Hurdener Durchstich kreuzt, hat überall den freien Anblick der beiden Eilande als zweier der Sonne geöffneten, dem nahen Südufer zugeneigten Schalen. Setzt dann die regelmässige frühmittägliche Windstille ein, so ruhen die weissen Segel wie schlummernde Wasserrosen im eng umschlossenen Seebecken, verloren und kaum von einem Hauch gewiegt. Wie fernere und nähere schicksalsmächtige Gewalten umstehen Etzel, Schönboden und Buchberg, Bachtel und Schwarzenberg, Säntis, Speer und Mürtschen, das die grüne Umrahmung spiegelnde Binnengewässer, das in der Sättigung und Stärke, der Stille und Tiefe eines Traumbilds daliegt. In sanfter Flucht aber reihen sich die Molassehügel der Ufnau, der Lützelau und des Schlossbergs von Rapperswil, perspektivisch entschwindend in ihrer Schräglinie durch den See.

Die Untiefen im Südwesten der Ufnau, über die bei niederem Wasserstand kaum ein Faltboot hinwegkommt, begrenzt durch weithin sichtbare Seezeichen, lassen den früheren beträchtlich grösseren Umfang des Eilands erkennen, dessen felsiger Rand im späteren Mittelalter als Steinbruch ausgebeutet wurde. Um dieses Unterwasservorland biegend, fährt man in jene tiefgrüne, von Weiden und Silberpappeln beschattete Bucht ein, die wie ein feierlicher Zugang zu einer heiligen Stätte anmutet und wohl allen Besuchern der Insel ehrfürchtiges Schweigen auferlegt.

«Dem einen Ufer fern, dem andern nah», bietet die Ufnau beiden Seeseiten völlig verschiedene Ansichten: dem einen, nördlichen, den fast abweisend strengen Klippensaum und Steinwall mit seinem Wald von Buchen Eschen, Weiden, Pappeln, dem andern das freie und offene Muldenland vom Hügel mit dem «Lusthäuschen», wie es früher hiess, wie von einem Wachtposten flankiert. Hier, vor dem Steilabfall der Turmhöhe, beginnt die grüne Schilfflur, die sich noch heute fast ununterbrochen zum «Haseninselchen», dem Vorland der Lützelau, hinüberzieht.

Ebenso verschiedenartig ist aber auch die Schau von der Ufnau zum Festland hinüber: zum Nordufer hin, dessen Reben, Wiesen und Parkgelände im Sonnenschein liegen, scheint die Wasserbahn breit, unüberbrückbar weit, das Ufer selbst ganz jenseitig, obwohl in allen Einzelheiten scharf gezeichnet, vielfarbig im Südlicht. Dem Etzel entgegen, im Blendungsfeld der Mittagssonne, erscheint das Ufer nahe, zum Greifen benachbart und doch traumhaft verschwommen, eine Abstufung von Grün, aus dem Smaragdglanz des Wassers auftauchend, vom Wiesengrün zur gedämpfteren Färbung der Baumgärten und nach und nach zum Dunkel der Wälder übergehend, und auch dieses Land erscheint jenseitig, jedoch in anderm Sinne, nämlich mystisch, während das rechte Ufer verklärt ist.

Trotz der Nähe des Festlands, trotz der sonntäglichen Besucherflut ruht die Insel Ufnau im Schosse einer unverlierbaren Abgeschiedenheit, die, vom Ausflüglerstrom nur oberflächlich übertönt, sofort nach der Wegfahrt des letzten Schiffs wieder von ihr Besitz nimmt; eine Abgeschiedenheit, die ein völliges Sichselbstangehören, ein Ruhen in sich selbst, die Vollkommenheit eines Kosmos bedeutet, von dem nichts hinweg-, zu dem nichts hinzuzudenken ist. Gibt es sonstwo auf so kleinem Raum so völliges Zusammenstimmen aller Elemente, solches Gleichgewicht des Aufbaus, dass die Schwere aufgehoben und die Erde auf dem Wasser ruhend erscheint? Die Ufnau ist kein Idyll, weil ihr Horizont die Weite umfasst; sie ist keine Miniatur, weil sie die Seefläche beherrscht und weil sie ins graue Alter wie in eine vierte Dimension hinunterreicht, ihre Gegenwart aber Sinnbild einer Unvergänglichkeit ist, weil ihr kleiner Rahmen sinnbildlich alle Erdengestalt mitumfasst, uns Urheimat, Wunsch- und Traumheimat sein darf.

Nicht als ob die Füsse Tausender und Abertausender, die über ihren Wiesengrund gingen und ihr Röhricht streiften, spurlos über sie hinweggegangen wären, als ob sie nichts behielte von den Stapfen Andächtiger und Gedankenloser, Gläubiger und Zweifelvoller, Sinnenfroher und Versunkener, vom Einfluss des Menschentuns seit den Pfahlbautagen, von weltflüchtigen Fürstlichkeiten des Mittelalters, von Weihrauch und geweihtem Wasser, über die Täuflinge geträufelt, vom zerfallenden Staub der Bestatteten, von unzähligen Messen seit Erbauung der beiden kleinen Heiligtümer, von Sturm und Schiffbruch vor ihrer Küste und dem Untergang vieler Waller, von Schicksalen vieler Namenloser und weniger hell im Rampenlicht der Geschichte Stehender, ja von Spruch und Lied, über ihr gesungen, von Bild und Buch zu ihrer Ehre, aber es ist in sie eingegangen, in ihr Erde und Natur geworden. Es war wie Tau und Sonnenschein über ihrem Boden oder wie ein Kontrapunkt über dem einfachen und immerwährenden Cantus firmus der Naturstimmen: dem Raunen der Wellen und dem Flüstern des Röhrichts, dem Rauschen der Blätter im Wind und dem Pfiff des Milans.

Denn so vollkommen die Bodengestalt der Insel ist, so wohlgefügt ihre Gliederung, so wohltuend das Gleichmass von Strand und Hügel, von Laubzelt und Grasflur, so innig verwachsen Menschenbaute und Naturdasein: der letzte Reiz der Ufnau ist nicht von bildnerischer sondern von musikalischer Art, er ist Rhythmus und Melodie. Wind und Wasser sind die Stimmen der Landschaft; aber in den Inseln wird auch die Landfeste leicht, schwebend, tönend. Die Melodie der Ufnau ist weder laut noch leidenschaftlich; sie hat weder Pathos noch klassisch strenge Form. Ihre Eindringlichkeit beruht auf der Reinheit ihres Klangs, auf der Ursprünglichkeit ihrer Herkunft. Sie erklingt nicht für die lauten Gäste und eiligen Passanten; sie ist um ihrer selbst willen da. Sie scheint dem Unendlichen zu entquellen und ins Unendliche wegzuströmen; sie enthält Himmelsweite und Blumenzartheit, sie ist Fliessen und Ruhe, unmerkliche Spannung und höherer Ausgleich. Sie ist kein weitgespanntes und kunstvoll gebautes Tongebilde; bruchstückhaft gehen ihre Motive ineinander über, geheimnisvoll aufklingend, geheimnisvoll verschwebend, eines aus dem andern geboren, ineinander verwoben, einander durchdringend. So geht die Weise des Schilfs in die des Rieds, diese in den Klang des Wiesengrunds und der Baumflur über; die Stimme des Klippensaums moduliert in die der baumüberschatteten Bucht hinein, das Wispern und Schwirren des Buschs wird zur vollen Harmonie, zum reinen Akkord von Matte, Acker und Garten, von Lindenbaum, Kirchenfront, Berghorizont und Himmelswölbung.

Walter Bäumlein.

Rapperswil

die kleine Stadt an der langen Brugg

Auf der Schweizerkarte erkennen wir zwei grosse Verkehrsdiagonalen: die eine verläuft im Westen längs dem Jurafuss; die andere, mehr im Osten, ist die Querfurche Basel-Zürich-Chur. Beide spielten als Verkehrsadern stets eine wichtige Rolle. Sie führen auch über die Alpen nach Italien, und Römerstrassen zogen durch beide Taleinschnitte. An der östlichen Naturstrasse, dort, wo eine Moräne des Linthgletschers eine untiefe Seeenge geschaffen hat, liegt das Städtlein Rapperswil.

Seite, und Friedrich II. ernannte sie zu Reichsvögten von Urseren: die Rapperswiler übernahmen die Wacht am neu eröffneten Gotthardweg. Für ihre treuen Dienste ehrte sie wahrscheinlich der Staufer mit dem Grafentitel. Zu jener Zeit — es war ums Jahr 1220 — fassten die Rapperswiler den Plan, auf der ihrem Turm zu Altendorf gegenüberliegenden Halbinsel ein starkes Schloss zu errichten. Gleichzeitig mit dem Burgbau oder kurz nach dessen Vollendung entstand das älteste Städtchen, das drei Häuserreihen und zwei

Rapperswil im 17. Jahrhundert (nach Merian)

Wohl war zur Römerzeit die teils felsige, teils sumpfige Halbinsel zwischen Ober- und Untersee kaum besiedelt; die helvetischen Bauern bevorzugten die fruchtbare Ebene an der Bucht zwischen Rapperswil und Feldbach. Dort, vor den Toren des späteren Städtchens, entwickelte sich im 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert das *Römerdorf Kempraten.* Es war ein Marktort, bewohnt von Handwerkern und Krämern, von Wirten und Fuhrleuten. Hier zweigte von der Hauptstrasse ein Nebenweg nach dem Glattal und zum späteren Kastell Irgenhausen am Pfäffikersee ab; hier stand vermutlich ein Posthaus, wo die Postillone die Pferde wechselten. Sicherlich wurde auch der Wasserweg auf dem See benützt, und Kähne landeten in Kempraten. Bauern von nah und fern besuchten die Kempratner Märkte. Dieses blühende Leben erstarb mit dem Einbruch der Alamannen: das Römerdorf sank in Schutt und Asche; es verschwand im Erdboden, und nur der Name lebte weiter.

Jahrhunderte vergingen; still und einsam war es auf der grossen Verkehrsstrasse geworden. Erst am Ende des Hochmittelalters entfaltete sich eine neue Kulturblüte. Die *Edlen von Rapperswil,* die auf einer ziemlich düstern Veste bei Altendorf in der March wohnten, verstanden es, immer mehr Güter und Rechte an beiden Gestaden des Obersees sowie am rechten Unterseeufer und im Glattal zu erwerben. Ihnen gehörten auch manche Höfe im Tal von Uri, wo zu Göschenen ein Rapperswiler Amtsmann in einem starken Turme hauste. Im grossen Ringen zwischen Kaiser und Papst stritten sie auf kaiserlicher

Gassen zählte und sich direkt an die Burg Neu-Rapperswil anlehnte. So bildete das Städtchen eine Vorburg und verstärkte dadurch die Wehranlage. Von hier aus konnten die Grafen den wachsenden Verkehr auf der alten Handelsstrasse besser überwachen. Während der Kreuzzüge hatten die Völker im Westen neue Verbindungen mit dem Morgenland angeknüpft; Venedig wurde zur grossen Handelsstadt, wo die deutschen Kaufleute Gewürze, Seide, Teppiche und viele andere Dinge erhandelten. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nahm der Verkehr über die Bündnerpässe zu. Seit die «stiebende Brücke» in der Schöllenen erstellt war, reisten viele Kaufleute auch über den Gotthard nach dem Welschland. Handelsherren aus der heutigen Ostschweiz und dem schwäbischen Bodenseegebiet wählten oft den Weg über Rapperswil. Sie liessen sich dort vom Fährmann über die Seeenge nach Hurden stossen und erreichten über Schindellegi und Rothenturm den Zugang zum Gotthardpass. So schnitt bei Rapperswil fortan ein neuer Verkehrsweg in der Richtung Nordost-Südwest die alte Handelsstrasse: *Burg und Stadt lagen an einem Strassenkreuz.*

Der neue Weg in der Querrichtung wurde bereits seit 200 Jahren von vielen Pilgern begangen, die nach dem Kloster Einsiedeln wallten. Sie kamen aus dem Thurgau und Toggenburg, aus Schwaben und Bayern und wanderten durch das Tösstal nach Rapperswil, von wo sie am raschesten den Gnadenort im «finstern Walde» erreichten. Sicherlich hat auch dieser *Pilgerverkehr* die Stadtgründung gefördert.

Während die junge Grafenstadt bald über den

ersten Mauerring hinauswuchs, gründeten die Bauern in den Waldstätten die junge Eidgenossenschaft. Die demokratische Bewegung rückte noch näher, als 1336 in der Reichsstadt Zürich die Handwerker über die Kaufherren siegten. Auch am Zürichsee entbrannte *der Kampf zwischen Volksstaat und Fürstenherrschaft,* denn hinter das kleine Rapperswil stellte sich das Haus Habsburg-Oesterreich. Damit vermischte sich ein zweiter, fast noch schärferer Kampf: *das Ringen zwischen beiden Städten am See.* Zürich, die grosse Handelsstadt unten am See, beanspruchte die Herrschaft über den ganzen untern See [1]) und war besonders darauf bedacht, sich den Handelsweg nach den rätischen Bergen zu sichern; Rapperswil, das Städtchen oben am See, wollte auf seine eigene Art leben. Das Schicksal der Kleinstadt schien besiegelt, als vor Weihnachten 1350 der Bürgermeister Brun Stadt und Burg Rapperswil einnahm und zerstörte. Oesterreich jedoch erbaute ein stärkeres Bollwerk und gewann durch viele Freiheiten die Zuneigung der Burger; es trennte Zürich von Glarus und bedrohte ein Jahrhundert lang die Ostflanke der jungen Schweiz. Nach dem Alten Zürichkrieg war der ideologische Kampf entschieden: Rapperswil schloss einen Schirmbund mit den Urkantonen und Glarus. Der Kampf zwischen beiden Seestädten dauerte weiter. Die Reformation brachte Zürich nur vorübergehend einen Erfolg, und auch General Rudolf Werdmüller lag 1656 vergeblich fünf Wochen vor dem Städtchen und beschoss es aus 48 Stücken. Erst 1712, während des 2. Villmergerkrieges, musste Rapperswil den Zürchern die Tore öffnen und den neuen Schirmherren huldigen.

Ein Werk der österreichischen Herrschaft sollte alle Kämpfe überstehen: es war *die Brücke über den See.* Der hochbegabte Herzog Rudolf IV, Erbauer des Stephansdoms und Gründer der Universität Wien, befahl 1358 den Brückenschlag, und schon zwei Jahre später war er vollendet. Wie älteste Darstellungen beweisen, war es ein leicht gebauter Holzsteg von 1850 Schritt Länge, der Wind und Wetter standhielt. Wenn auch oft erneuert, seine Bauart blieb unverändert bis ins 19. Jahrhundert. In seiner «Beschreibung des Zürich-Sees» (1692) erzählt H. E. Escher: «Die Laden darauf seind nicht angenaglet, hat auch keine Lehnen, damit, wann der Wind (wie oft geschihet) stark gehet, er nicht die ganze Brugg hinweg reisse; auf diese weise fället er nur etliche Läden hinweg. Die sich zu solchen Zeiten darauf befindenden Personen pflegen den langen Weg (= der Länge nach) über die Laden zu ligen, bis man ihnen mit Schiffen zuhilff kommet.» Wir begreifen, dass nur Personen und Tiere, aber keine Wagen den schmalen Steg benützen konnten. Im Zollhaus beim Brückentor wohnte der Zoller, der als Zeichen seines Amtes einen weissroten Mantel trug. Er öffnete das Tor des Sommers um 4 Uhr, des Winters um 6 Uhr; er forderte von jedem Durchreisenden das Brückengeld, das anfänglich für einen Fussgänger 1 Haller (= Heller), für ein Haupt Grossvieh 2 Haller und für je 4 Stück Kleinvieh 1 Haller betrug. Auch für Güter musste eine Abgabe entrichtet werden. Vom Zoll befreit waren stets die Bewohner Rapperswils sowie ganz arme Leute, später auch Geistliche und Lehrer. Um dem Zoller ein genügendes Auskommen zu sichern, erlaubte ihm der Rat, einen Kramladen zu halten, worin er laut einer Verordnung vom Jahre 1732 nur Tabak, Tabakpfeifen, Zundel, Feuersteine, Schwefelhölzchen, Branntwein, Kriesiwasser und Lebkuchen feilbieten durfte. Auf der Brücke war den Fremden das «Tabaktrinken» strenge verboten. Im Jahre 1799, als Franzosen, Oesterreicher und Russen am Zürichsee kämpften, wurde auch die alte Seebrücke zerstört. Erst 1816/18 errichteten die Rapperswiler eine stärkere Brücke mit zwei Ausweichstellen, so dass fortan Wagen sie befahren konnten. Trotz dieser Verbesserung sollte sie bald nicht mehr genügen; das Zeitalter der Maschine forderte eine Brücke aus Stein.

Rapperswil um 1840 mit dem neuen Seehafen

Im Verkehr auf der alten Handelsstrasse Zürich-Chur spielte die *Schiffahrt* weitaus die Hauptrolle, denn für Waren wurde der Wasserweg von Wallenstadt bis Basel benützt. Jahrhundertelang besorgten drei Schiffsmeister, erwählt von den drei Orten Zürich, Schwyz und Glarus, die Beförderung der Kaufmannsgüter, d. h. den Transitverkehr, von Wallenstadt bis Zürich. Ums Jahr 1580 musste für 1 Saum (= 1½ Zentner) Kaufmannsgut an Zöllen bezahlt werden: in Zürich 8 Haller, in Rapperswil 1 Schilling 3 Haller, in Grinau bei Uznach 4 Haller und in Weesen 8 Haller; doch gab es für wichtige Artikel Spezialzölle, so für Salz, Eisen, Wein und Korn. Das Recht, Personen auf dem Zürichsee zu befördern, besassen in erster Linie die zürcherischen «Schiffer des Ober-

[1]) Noch heute steht der «Dreiländerstein», die Grenzmarke zwischen St. Gallen, Schwyz und Zürich, direkt an der Westseite des Seedamms.

wassers» [2]), die der städtischen Zunft der Schiffsleute angehörten. Sie führten Längsfahrten bis Rapperswil und Schmerikon aus, wo die Reisenden wieder die Kutsche bestiegen. Zur Abwicklung des lokalen Kleinverkehrs treffen wir in allen Orten am See vereidigte Schiffsleute, die oft auch beim Pilgerverkehr, besonders in Stosszeiten, mitwirkten. So fuhr jeden Donnerstag das Rapperswiler Märtschiff nach Zürich, wo am Freitag der Wochenmarkt stattfand, und kehrte am Samstag zurück. Den gleichen Kurs führte ein anderes Schiff aus, das jeweils am Sonntag die Hab in Kempraten verliess und besonders Rüti, Bubikon und Wald mit ihrer Hauptstadt verband. Beide Schiffsmeister waren verpflichtet, die mitgegebenen Briefe auf dem Zürcher Postamt abzuliefern und die dort eingetroffenen Postsachen heim zu bringen. Das Märtschiff war ein Nauen, ausgerüstet mit hohem Mast und Vierecksegel, und konnte etwa 400 Zentner aufnehmen. Häufig wurden kleinere Fahrzeuge, für Eilfahrten mit Vorliebe die schnellen Weidlinge, benützt. Diesem romantischen Schiffsverkehr mit geblähten Segeln und sehnigen Schiffsknechten, mit seinen gemütvollen Fahrten und gefahrvollen Sturmstunden machten die Dampfmaschine und der Benzinmotor ein Ende. Am 19. Juli 1835 erwarteten zu Rapperswil ungefähr 8000 Personen voll Neugierde die «Minerva», *das erste Dampfschiff*, und Kanonendonner verkündeten seine Landung. Eine neue Hafenanlage wurde nötig, und dabei opferte man ein schönes Bauwerk, den Schutzgatterturm mit seiner Durchfahrt in die innere Hab. Der Fortschrittsglaube fing an die Köpfe zu umnebeln. In den Sechziger- und Siebzigerjahren erreichte die Dampfschiffahrt ihren Höhepunkt; täglich trafen 6—9 Dampfer in Rapperswil ein — dann folgte ein rascher Abstieg.

Inzwischen hatte die *Eisenbahn* ihren Siegeslauf auch in unserm Lande begonnen. Im Jahre 1859 war der Schienenstrang Sargans-Rapperswil der Vereinigten Schweizerbahnen gelegt; er setzte sich durch das Glattal fort und mündete bei Wallisellen in das Netz der Nordostbahn. Zürich-Chur, die alte Handelsstrasse, konnte fortan mit der Wunderkraft des Dampfes befahren werden, und zwar bis Rapperswil auf zwei Wegen: entweder auf dem See mit dem Dampfboot oder über Uster mit dem Dampfwagen. Nach einer kurzen Atempause wurden 1875 die linksufrige Linie Zürich-Ziegelbrücke und 1876 die Tösstalbahn eröffnet. Auch auf der alten Seebrücke schuf die moderne Zeit eine neue Lage. Mit der neuen Bundesverfassung fiel der Brückenzoll 1851 weg; der Verkehr über die Seeenge erlebte eine gewaltige Zunahme — und doch durfte man mit Wagen nur im Schritt fahren und erlaubte noch 1876 nur Lasten bis 12 Zentner. Seit über 30 Jahren plante man, den Holzsteg durch einen massiven *Seedamm* zu ersetzen. Gleichzeitig sollte ein Schienenpaar Rapperswil mit der linksufrigen Seelinie verbinden. Im Sommer 1878 waren Damm und Bahn erstellt mit einem Kostenaufwand von rund 1½ Millionen Franken, eine hohe Summe für die damalige Zeit, und das kleine Rapperswil mit seinen 2500 Einwohnern übernahm davon mehr als 1 Million. Die Linie Rapperswil-Pfäffikon bildete jedoch nur ein kleines Teilstück der Querverbindung nach der Innerschweiz. Erst die Eröffnung der Südostbahn 1891 brachte den Anschluss an die Gotthardlinie. Seither sind weitere Strecken erbaut worden: die rechtsufrige Seebahn (1894), die Rickenbahn (1910) und die Bodensee-Toggenburgbahn (1910). Rapperswil ist heute ein bedeutender Knotenpunkt im schweizerischen Bahnnetz, wo täglich etwa 200 Züge ein- und ausfahren [3]). Das Dampfschiff steht nur noch im Dienste des Ausflugsverkehrs; doch bringt es an Sonntagen oft grosse Scharen aus der Großstadt am untern Seeende nach der Kleinstadt oben am See. Dann lenken auch gar viele Fremde ihre Autos nach der Halbinsel Rapperswil [4]). Sie alle, gross und klein, freuen sich, wenn in der Ferne die Wahrzeichen, die Türme von Schloss und Stadtkirche, erscheinen. Wohl hat das alte Städtchen seinen Mantelring mit den 4 Toren verloren, aber der Kern, bestehend aus Schloss, Kirche und Altstadt, ist glücklicherweise noch fast unversehrt. Und statt der Ringmauer umgürtet eine grüne Baumhalle die Halbinsel.

Droben auf dem Burghügel unter den alten Linden erkennen wir am besten die eigenartige Lage Rapperswils. Gegen Westen und Norden liegen die Hügel der Hohen Rohne, des Albis und des Pfannenstiels; im Süden und Osten stehen die Wägitalerberge, der Glärnisch, der Speer und dahinter der Säntis. Mitten in der Kette klafft die Glarnerlücke, das Tor zum Walensee und den Bündnerpässen; über die Seeenge führt die Dammstrasse nach den Niederungen neben der Etzelkuppe und in die Urschweiz. So auf der Grenzmark zwischen Alpen und Mittelland, an der Furt zwischen Ober- und Untersee, musste Rapperswil stets ein wichtiger Verkehrspunkt bleiben.

E. Halter, Rapperswil.

Ausser gedruckten Quellen wurde benützt: Helbling C., Die ehemalige Seebrücke bei Rapperswil, Mskr. im Stadtarchiv Rapperswil.

[2]) Das «Oberwasser» umfasst Zürichsee, Linth und Wallensee; zum »Niederwasser» gehörten Limmat, Aare und Rhein bis Basel.

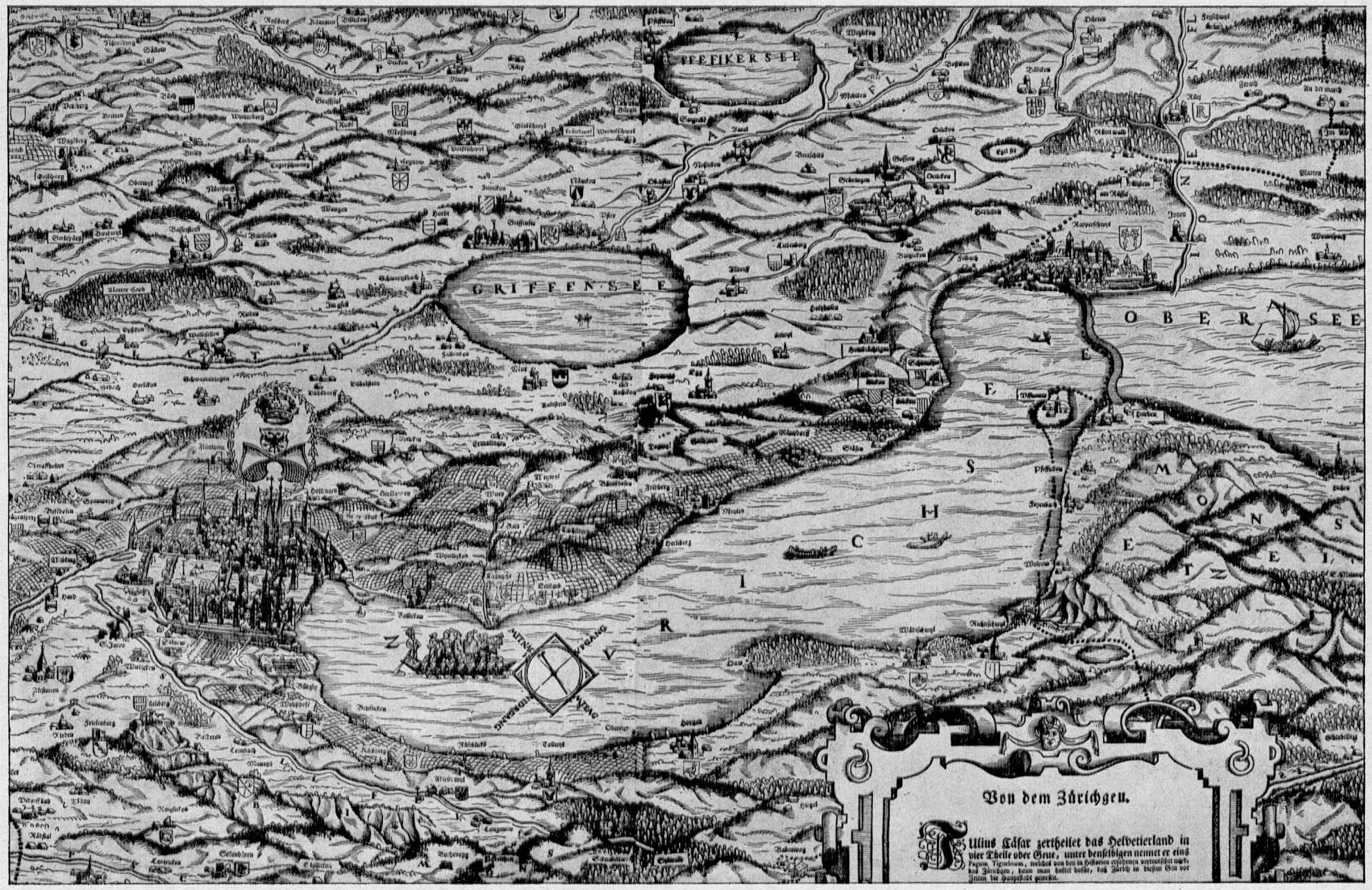
[3]) 1947 Zahl der ausgegebenen Billette 248 097 Stück = 953 193 Fr.

[4]) Ueber den Damm fuhren am 22. April 1948 (Werktag) 1027 Motorfahrzeuge, am 25. April 1948 (Sonntag) 2078 Motorfahrzeuge.

Joos Murers Karte des Kantons Zürich (1566)

Murers Karte bedeutete einen namhaften Fortschritt in der Kartenzeichenkunst. Noch stellte Murer die meisten Berge maulwurfsförmig in Seitenansicht dar, aber er gab sich bereits Mühe, die Pflanzendecke des Bodens richtig zu kennzeichnen und das Gelände zusammenhängend bzw. bewegt vor Augen zu führen. Die Berge — hie und da bereits individualisierend gezeichnet, wie z. B. die Lägern, Albis und Etzel — springen nicht mehr einzeln und unvermittelt aus der Ebene, bilden auch keine schematisch gezeichneten Barrieren, wie selbst bei Stumpf noch. Murer war der erste Kartograph, der sie — auf Grund scharfer Naturbeobachtung — in das Gelände einzubetten suchte und dabei schon die Grundrisszeichnung, die Vertikalansicht, anzuwenden anfing. Es war das Verdienst der Zürcher Kartographie, mit dieser Art den Anfang gemacht zu haben.

Murer wurde zu diesem grundlegenden Fortschritt



Ausschnitt aus der Murer'schen Karte des Kantons Zürich (1566)

durch den Ernst und Eifer befähigt, mit welchem in der Eidgenossenschaft, speziell in Zürich, zu jener Zeit die neue Kunst des Feldmessens von zahlreichen Naturbeobachtern, Baufachleuten, Feuerwerkern und sonstigen Militärpersonen betrieben wurde. Mit ihrer Hilfe entstand allmählich ein immer genauer werdendes geographisches Bild der Schweiz, dessen Entwicklung sich auf den noch erhalten gebliebenen Karten gut verfolgen lässt.

Leo Weisz *

* Dem «Jahrbuch vom Zürichsee 1943/44» entnommen. («Die Entwicklung der Zürichseekarte seit 1538.»)

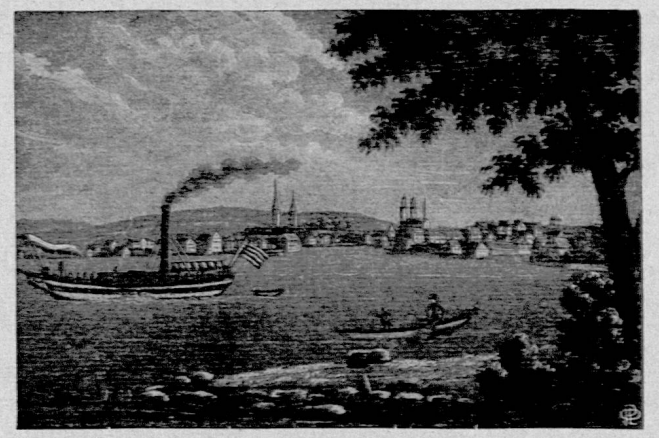
Vom Schiffsverkehr einst und jetzt

Wer seeab- oder -aufwärts das Pöstlein benutzen wollte, musste den Platz schon tags zuvor bestellen. Fünf Stunden etwa brauchte es, die Halte eingerechnet, von Stäfa nach Zürich — bei den damaligen Wegverhältnissen eine lange holperige Fahrt. Der grösste Teil der Seebewohner bediente sich des Wasserweges, der alten, nächtlichen Fahrgelegenheit, der sogenannten «Märtschiffe», grossen Nauen mit Schiffskasten für kleinere, leicht zu beschädigende Frachtstücke, Pakete, Briefe usw. Der mittlere, mit Gestell und Harzdecke versehene Teil bildete die Schlafstätte für die Fahrgäste. Auf dem Grunde des Schiffes waren Strohsäcke ausgelegt und schwere rauhe Wolldecken darüber ausgebreitet, beides Eigentum des Schiffmannes. Gegen 11 Uhr nachts sah man in Stäfa, gegen Mitternacht in Männedorf die Mitfahrenden der Haab zueilen, die meisten ein Kopfkissen unter dem Arme tragend. Waren alle, die sich angemeldet hatten, beisammen, hiess es «Einsteigen». Eine Laterne wurde am Bogen des Schlafraumes aufgehängt und die Gesellschaft kroch, sich meist gut vertragend, unter die gemeinsame Decke. Den Oberbefehl über die Reihenfolge der sich lagernden Personen behielt sich der Besitzer des Schiffes, der Hansruedi oder Hansjokeb, vor. Er sorgte dafür, dass der zur Verfügung stehende Platz gründlich ausgenützt und die Füsse der links Liegenden schön zwischen die der rechts Liegenden eingeordnet wurden. Das mitgebrachte Kissen schob sich jeder selbst unter den Kopf. Vorn im Schiff waren Fässer, Kisten, Obstzainen und dgl. verstaut, die beim An- oder Abfahren von den Landungsstellen oder auch unterwegs mit höllischem Gepolter von ihrem Standort herunterkollerten, so dass die Mitfahrenden jäh aus dem Schlafe auffuhren und das Seewasser über den Schiffsrand «hereingötschte».

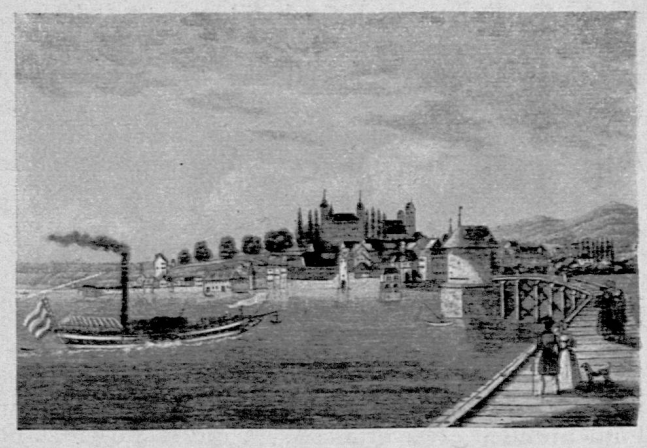
War alles eingeschifft, stach man in See, und es begann das eintönige Löffeln mit den Rudern, das nun stundenlang andauerte. Am hintern Gransen postierte sich der Hansruedi als Kapitän und Steuermann zugleich, und vorn hatten zwei oder drei Schiffsknechte, die Matrosen, ihren Standort. «Noch höre ich», schreibt unser Gewährsmann, «das Gyxen der Ruderweiden und das Knarren des Standbrettes, wenn der Hansruedi am Gransen — um das Schiff in der richtigen Bahn zu halten — mit dem Ruder weiter ausholte und tiefer ins Wasser griff, so dass es laut aufquatschte. Ich höre noch das heftige Schnarchen der Fahrgäste und das Aechzen der feiner Veranlagten bei dem ewigen Gyxen, Schnarchen, Plärren und Grunzen.»

Im sogenannten Schuumer in Feld-Meilen, einer am Ufer gelegenen Wirtschaft, wurde bei windstiller, das Landen nicht erschwerender Fahrt, regelmässig Halt gemacht. Hansruedi schlug die Vorhänge des Schlafraumes zurück und verkündete in väterlichem Tone, dass allen, die sich für die Weiterreise zu stärken gedächten, hier Gelegenheit geboten sei. Man kroch aus des Schiffes geheimnisvoller Tiefe heraus, schüttelte und streckte sich und folgte der mit Licht am Landungssteg erschienenen Wirtin, die in warmer Stube Mehlsuppe, Kaffee, Wein und Schnaps zur Auswahl bereit hielt. War man wiederum eingestiegen, so legten sich viele abermals auf die Strohsäcke im Schiffsraum, andere dagegen zogen es vor, sich auf den Schiffskasten, eine Kiste oder irgendeinen Warenballen zu setzen, sich des aufgehenden Tages zu freuen oder mit dem Schiffspersonal frohe Unterhaltung zu pflegen. Dieses bestand in der Regel aus blondhaarig-struppig aussehenden Burschen, gewohnt, sich der kräftigsten Ausdrücke zu bedienen oder gelegentlich zu fluchen wie die Türken. Sie hätten sich geschämt, sich anders zu geben, waren daneben aber gutmütig wie Kinder. Aus dem genannten Schlage der Zürichseeschiffer gingen eine ganze Reihe tüchtiger, kernhafter Männer, wie Handelsleute, Fabrikanten und Richter, hervor.

Das Schiff ist inzwischen seeabwärts gekommen. Bereits taucht Herrliberg mit seiner erhöht stehenden Kirche auf, es kommt das Schipfgut in Sicht mit seinen rotbehelmten Ecktürmchen, der Gartenmauer, den Trauerweiden, deren Zweige auf den Wasserspiegel herabreichten, dem vornehmen und doch ländlich anmutenden Herrenhause und dem in Terrassen ansteigenden Weinberge. In Erlenbach und Küsnacht stehen schon vereinzelte Leute am Ufer, die den Schiffleuten einen guten Tag zurufen und muntere, witzige Spässe, die saftig erwidert werden. Erlaubten es Zeit und Wetter, so hob Hansruedi, der Kapitän, am Küsnachter Horn «Hand uf», worüber niemand mehr Freude bezeugte als die Matrosen. Auf dieses Zeichen hin schwenkte das Schiff zur «Sonne» hin, wo nach freundlichem Grusse der alte Wirt schnell in den Keller eilte, um alsbald mit der gefüllten Massflasche wieder zu erscheinen und mit Schiffern und Fahrgästen anzustossen. Bald erglänzte im Morgenschein der Uetliberg. War man endlich am Zürichhorn und an der «Klausstud» vorbei, so begannen die aus dem Schlafraum hervorkriechenden Passagiere ihre Morgentoilette vorzunehmen: sie schöpften mit der hohlen Hand einige Gütsche Wasser aus dem See, um sich etwas aufzufrischen, rückten die Kleider zurecht und fuhren sich mit dem «fünfzinkigen Strähl» durch die Haare. Man wollte doch anständig und nicht wie ein Schmierfink in die Stadt einziehen. Unter dem Grendel, d. h. dem Wassertor, hindurch ging's der Schifflände zu. Langte man bei Oberwind vorzeitig an, so musste man warten, bis der Torwart Schlag sechs Uhr den Sperrbalken aufhob und die Einfahrt gestattete.



Ausfahrt aus Zürich



Vor Rapperswil

«Minerva», das erste Dampfschiff auf dem Zürichsee 1835

Die Schifflände bildete bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts den Mittelpunkt des Verkehrs und bot in ihrer hübschen Ausrundung, umschlossen von altertümlichen Häusern, geschieden vom See durch die Palisaden und den Grendel und überragt vom düsteren Turme des Wellenberg, ein Bild von bezaubernd malerischem Reiz.

Um drei, spätestens halb vier Uhr, traten die Schiffe der entfernteren Uferdörfer die Heimreise an. Näherte sich das Schiff bei einbrechender oder schon eingebrochener Nacht, zur Sommerszeit im Glanz der scheidenden Sonne, im Winter begrüsst vom heimeligen Lichterschein der Häuser, dem Dorfe, so blies Hansruedi beim Schiffskasten mit Macht ins Horn, um den Bewohnern die Ankunft zu verkünden. Mit Ungestüm eilte dann die Dorfjugend der Haabe zu mit dem Rufe: «Es hupet, s Märtschiff chund!» Der heimkehrende Vater oder die Mutter wurden jubelnd begrüsst und die Kleinen stritten sich um das Vorrecht, das Kopfkissen, vor allem aber das Märtsäckli oder den Handkorb heimtragen zu dürfen, wussten sie doch, dass in diesem einige «Zürrimurren» oder anderes Kleingebäck als «Züri-Chra» enthalten waren.

J. Hardmeier-Jenny
(aus «Zürichs Vergangenheit»)

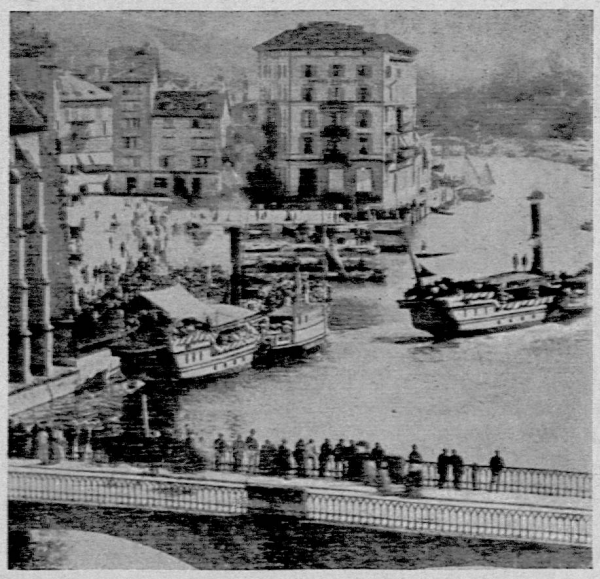
*

In der Schweiz wurde das erste Dampfschiff auf dem Genfersee im Jahre 1823 in Betrieb gesetzt. Es war der von einem in Genf lebenden Engländer Church erbaute kleine Dampfer «Wilhelm Tell».

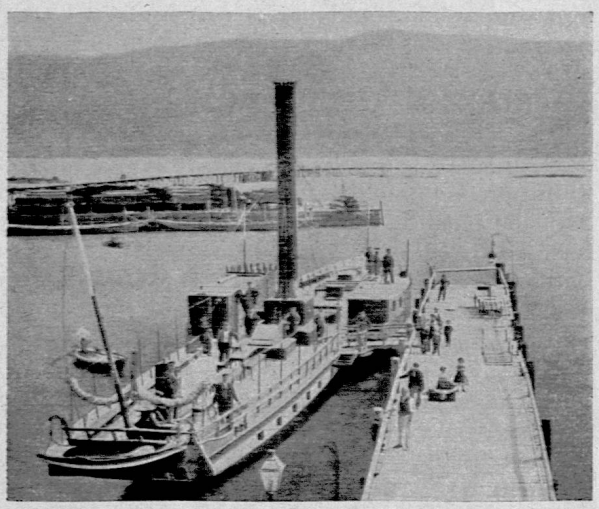
Auf dem Zürichsee erschien der erste Dampfer im Jahre 1835. Dieses Schiff, die «*Minerva*», wurde in England gebaut und von zwei Unternehmern (Caspar von Rorschach und Lämmlin, Mechaniker von Schaffhausen) unter kräftiger Mithilfe zürcherischer Kapitalisten, namentlich eines Caspar Escher, erworben. Es wurde unter grossem Jubel der ganzen Bevölkerung in Stadelhofen ins Wasser gebracht. Sonntag, den 19. Juli 1835, fand die erste Probefahrt nach Rapperswil statt, wobei sich an den Ufern eine grosse Menge Neugieriger einfand, um die Bewegungen des Wasserwunders zu verfolgen.

Dieses Schiff nahm nun sofort die Fahrten zwischen Zürich und Rapperswil auf. An den Zwischenstationen Küsnacht, Horgen, Wädenswil, Meilen, Männedorf, Stäfa und Richterswil wurde der Verkehr durch kleine Boote vermittelt, die vom Ufer aus durch sogenannte Kahnführer an den auf ein gegebenes Zeichen hin langsam fahrenden Dampfer herangebracht und festgehalten wurden, bis das Umsteigen über die Schiffstreppe sich vollzogen hatte.

Die Dampfer wurden nicht nur von den Bewohnern der Seegestade, sondern vielfach auch von sol-



Die Zürcher «Schifflände» um 1877



«Gustav Albert»

chen aus den ein bis zwei Stunden vom See entfernten Gemeinden Bubikon, Rüti, Dürnten und Wald benützt. Auch mussten der eidgenössische Postwagen für Chur und gewöhnlich noch einige Privatfuhrwerke mitbefördert werden.

Die «Minerva», später «Splügen» getauft, soll 60 000 Gulden oder, nach heutigem Geld, Fr. 140 000.— gekostet haben. Die Fahrpreise waren anfänglich sehr hoch und betrugen für eine Fahrt von Zürich nach Rapperswil und zurück in der I. Klasse 3 und in der II. Klasse 1,5 Gulden.

Aus der Festschrift «Hundert Jahre Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee» (Orell Füssli, Zürich, 1935).

*

Eine Zusammenstellung der von 1835—1938 für den Zürichsee erbauten Dampf- und Motorschiffe weist 39 Schiffskörper auf. Mit Ausnahme des ersten sind sämtliche von der Zürcher Firma Escher Wyss & Co. erbaut worden. Die heutige «Flotten-Liste» umfasst 13 Einheiten; unter diesen ist die grösste, 1200 Personen fassende «Helvetia», zugleich das älteste Schiff. Sie stammt aus dem Jahr 1875. *

Schulreisen und Wanderungen
zwischen Zürichsee und Voralpen

1. *Richterswil* — 3¼ — *Etzel* — 5/4 — Pfäffikon (4½ Std.)
2. *Schindellegi* — 2 — *Etzel* — 5/4 — Pfäffikon (3¼ Std.)
3. Schindellegi — 2¼ — *Hohe Rone* — 3/4 — Gottschalkenberg — 1 — *Oberägeri* (4 Std.)
4. Schindellegi — 2¼ — *Hohe Rone* — 3/4 — Gottschalkenberg — ½ — Brusthöhe — 1 — *Gubel* — ½ — Schönbrunn (5 Std.)
5. Schindellegi — 2¼ — Hohe Rone — 5/4 — St. Jost — 1½ Std. über *Morgarten* nach Sattel (5 Std.)

(Aus der vom Schulamt der Stadt Zürich herausgegebenen Broschüre «Schulreisen und Wanderungen».)

*

6. *Einsiedeln* — *Willerzell* — *Grubhöhe* (1293 m) über Sonnberg oder Waldstrasse-Stöcklikreuz (1201 m), 2½ Std., Lachen 4 Std.
7. *Einsiedeln* — *Trachslau* — *Ruchegg* — *Rothenturm* 3 Std. — Abzweigung: Ruchegg — Ahorn — Samstagern ½ Std.

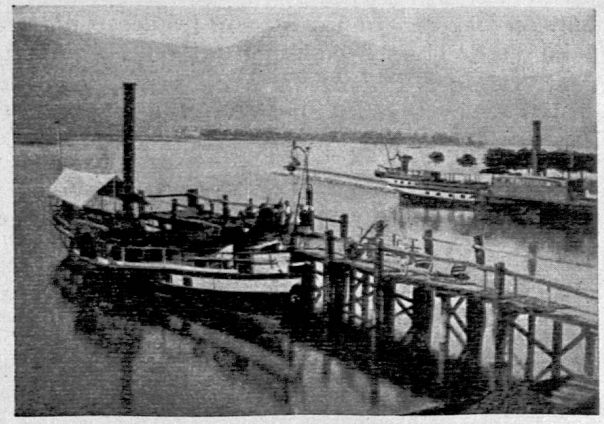
*

Die Direktion der Südostbahn (Wädenswil) gibt den Lesern unserer Zeitung auf Wunsch eine hübsche Karte ihres Wandergebietes (31×30 cm, 1 : 100 000) mit aufgedruckten Wanderwegen und Tourenvorschlägen unentgeltlich ab. Siehe auch Inserat in der heutigen Nr. *

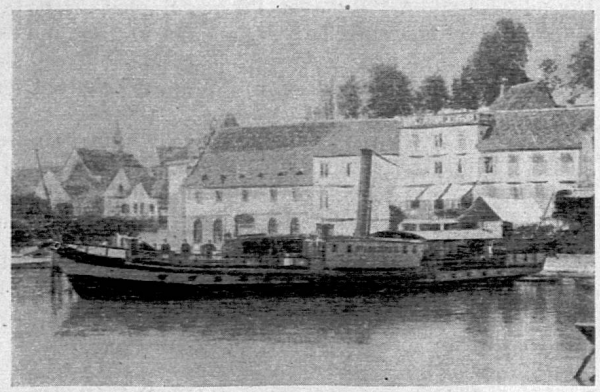
Schweiz. Lehrertag
und Jubiläumsfeier des SLV

2. UND 3. JULI 1949 IN ZÜRICH

Seit vielen Wochen ist das Zürcher Organisationskomitee eifrig am Werk, den bevorstehenden *Lehrertag*, der zugleich die Feier zum hundertjährigen Bestehen des Schweizerischen Lehrervereins bedeutet, zu einer gediegenen und interessanten Zusammenkunft des schweizerischen Lehrerstandes zu gestalten, und erwartet die freudige Beteiligung recht vieler Kolleginnen und Kollegen aus allen Teilen unseres

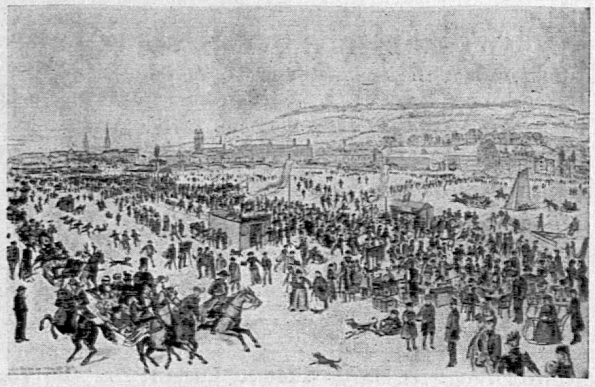


«Schwan»



Die alte «Stadt Zürich»

Seegfrörne 1880



Seegfrörne 1891

Landes. Das Programm wird in Bälde an dieser Stelle bekanntgegeben. Die Organisatoren bemühen sich, den Preis der Tagungskarte in erträglichen Grenzen zu halten, um auch Kollegen aus entfernteren Gegenden die Teilnahme zu ermöglichen. *

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstrasse 31/35

Gesundes Volk

Ausstellung: 4. Mai bis 4. Juni
veranstaltet vom Schweiz. Verband für Volksaufklärung, Lausanne.

Geöffnet: 10—12 und 13.30—18 Uhr. Samstag und Sonntag bis 17 Uhr. Abends: Dienstag und Freitag 20—22 Uhr. Eintritt frei. Montag geschlossen.

Veranstaltungen: Samstag, 7. Mai, 15 Uhr: *Was von der letztjährigen Obsternte geblieben ist.* Lehrprobe der 6. Klasse von Dr. W. Klauser.

Sonntag, 8. Mai, 14 Uhr: *«Jugend und Alkohol».* Oeffentliche Jugendveranstaltung. Referent Pfarrer Samuel Dieterle, Basel.

Montag, 9. Mai, 14 Uhr: Tagung für Pfarrer und Kirchenpfleger: *«Reformation und Alkoholismus».* Referent Prof. Dr. F. Blanke. *«Die Kirche und das moderne Alkoholproblem».* Referent Dr. Prof. L. Köhler.

Mittwoch, 11. Mai, 15 Uhr: *Spielnachmittag.* Lehrprobe der 3. Klasse, von Rosmarie Lampert. — 20 Uhr: *«Tüchtige Mütter — Zufriedene Familien».* Veranstaltet durch die Zürcher Frauenzentrale. Referentinnen: Dr. Erika Rikli und Marie Bremi.

Kurse

Pro Juventute-Freizeitdienst

Tagung für Leiter von Sprachferienkolonien und Auslandsreisegruppen

Rotschuo am Vierwaldstättersee, 11./12. Juni 1949

Diese Tagung dient der Vorbereitung und Aussprache der Leiter für die Veranstaltungen des Sommers 1949. Darüber hinaus möchten wir weitere interessierte Lehrer und Jugendleiter einladen, der Tagung beizuwohnen und wir freuen uns, aktive und initiative Jugendfreunde zu gemeinsamer Aussprache zu vereinen, aus der vielleicht auch eine spätere Zusammenarbeit erwachsen könnte.

Anmeldung zur Teilnahme erbitten wir bis 4. Juni 1949 an Pro Juventute-Freizeitdienst, Zürich, Seefeldstrasse 8.

Tagungskarte: Fr. 10.— (inbegriffen Unterkunft und Verpflegung, Motorboot ab Vitznau).

Schulfunk

Montag, 9. Mai: **Krokodile.** Dr. Adam David, Basel, plaudert über eigene Erlebnisse mit Krokodilen am Nil. Für Schüler ab 6. Schuljahr.

Donnerstag, 12. Mai: **Eine Pyramidenbesteigung.** Erlebnisbericht für Schüler ab 7. Schuljahr, von Gaston Gauthier, Zürich, der eine Besteigung der Cheopspyramide und das Leben und Treiben in der nähern Umgebung der drei grossen Pyramiden schildern wird.

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 28 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 26 11 05
Postadresse: Postfach Zürich 35

Kommission für interkantonale Schulfragen.

Sitzung vom 30. April 1949 in Zürich

Zusammensetzung der Kommission für die Amtsdauer 1949—51: Dr. M. Simmen (Luzern), Präsident; Prof. H. Brunner (Chur); Schulinspektor E. Grauwiller (Liestal); M. Gross (Flawil); E. Gunzinger (Solothurn); Dr. A. Heitz (Basel); E. Kuen (Küsnacht-Zürich); Th. Luther (Mollis); Dr. H. Meng (Wettingen); A. Scacchi (Lugano); Seminardirektor Dr. J. Schmid (Thun); Dr. K. Wyss (Bern); H. Hardmeier (Zürich), Geschäftsleiter und Delegierter.

Zentralpräsident Hans Egg überbringt der Kommission zur ersten Sitzung der neuen Amtsdauer die Grüsse des Zentralvorstandes und leitet die Konstituierung.

Einstimmig wird Dr. M. Simmen als Präsident bestätigt und E. Grauwiller neu zum Vizepräsidenten gewählt.

Der Vorsitzende umreisst den Aufgabenkreis der Kommission und orientiert über die Organisation und die Arbeitsgebiete der Spezialkommission.

Vom *Schweizerischen Schulwandbilderwerk* werden im laufenden Jahre folgende Bilder erscheinen: *Rheinfall* (Hans Bührer), *Winter* (Alfred Sidler), *Pyramiden* und Wüste (René Martin), *Fjord* (Paul Röthlisberger).

Mit dieser Bildfolge umfasst das Werk bereits *64 Bilder.* Erstmals gelangen nun auch Bilder mit fremden Landschaftsmotiven (die sog. «Orbis Pictus»-Reihe) zur Ausgabe. Für 1950 sind zur Veröffentlichung vorgesehen: *Burg* (Adolf Tièche), *Maggia-Delta* (Ugo Zaccheo), *Wüste mit Oase* (René Martin), *Hausbau* (Carl Bieri).

Ueber den gegenwärtig laufenden *13. eidg. Schulwandbilderwettbewerb,* an dem sich 12 Künstler beteiligen, referiert der Geschäftsleiter.

An Stelle des turnusgemäss ausscheidenden Dr. O. Mittler wird Dr. *K. Wyss* (Bern) neu in die *Eidg. Jury* für Schulwandbilder abgeordnet.

Die *Subkommission* für administrative Angelegenheiten des Schulwandbilderwerkes erhält für die neue Amtsdauer folgende Zusammensetzung: Dr. M. Simmen, Präsident; Dr. H. Meng (neu); Dr. K. Wyss; H. Hardmeier (Geschäftsleiter); E. Ingold (Vertreter der Vertriebsstelle).

Als Ergänzung zum Schulwandbilderwerk sollen in einem besonderen *Tafelwerk* Bilder von rein sachlichem Inhalt für den Realien-Unterricht herausgegeben werden. Organisation und Thematik der neuen Unternehmung wird festgelegt. Dr. *A. Heitz* und *E. Kuen* nehmen als neue Mitglieder Einsitz in die betreffende Studiengruppe.

Die Verlagskommission der *«Schweizerischen Pädagogischen Schriften»,* sowie die Studiengruppe für den *Geschichtsbilderatlas* und für das *Bildstatistische Tafelwerk* werden in ihrer bisherigen Zusammensetzung bestätigt.

Bericht über die Neuerscheinungen in der Reihe der Schweizerischen Pädagogischen Schriften, Ordnung organisatorischer Fragen.

Der Geschäftsleiter erhält als Delegierter der Kommission Weisungen für die Zusammenarbeit mit der *Kommission für das schweizerische Schullichtbild.*

Anlässlich der Zentenarfeier des Schweizerischen Lehrervereins in Zürich sollen in einer *Ausstellung* die Veröffentlichungen der Kommission gezeigt werden. *H. H.*

Schriftleitung: Dr. Martin Simmen, Luzern; Dr. Willi Vogt, Zürich; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6. Postfach Zürich 35. Tel. 28 08 95
Administration: Zürich 4, Stauffacherquai 36. Postfach Hauptpost. Telephon 23 77 44. Postcheckkonto VIII 889

Kurse

Kurs für geschichtliche Heimatkunde

Besichtigung des Staatsarchivs Zürich

Samstag, den 14. Mai. Besammlung der Teilnehmer um 14.30 Uhr beim Staatsarchiv, Predigerplatz. Führung durch Prof. Dr. Largiadèr.

Wie das Tüpflein auf das i, so gehört zur Schulreise

eine Fahrt mit der

Schweiz. Südostbahn

Linien: Wädenswil-Einsiedeln; Rapperswil-Biberbrücke Arth/Goldau

zum Besuche der nachstehenden, lohnenden Ausflugsziele: **Etzel, Einsiedeln-Sihlsee, Mythen, Wildspitz, Steinbach-Spitalberg, Unteriberg-Käsern-Drusberg, Oberiberg-Ibergeregg** usw. oder als **Durchgangsfahrt vom Zürichsee, vom Zürcher Oberland und von der Nordostschweiz nach dem Vierwaldstättersee und dem Tessin und umgekehrt.**

Auskünfte und Prospekte durch den Reisedienst der Schweizerischen Südostbahn in Wädenswil, Tel. 95 61 57.

Zwischen Zug und Aegeri (700 m ü. M.)

Ferienwohnung

zu vermieten 155

Anfragen an Tel. (042) 4 06 42

Zu verkaufen:

16-mm-Projektor

Kodak EE 154

in sehr gutem Zustand, **Fr. 350.—**

W. Knecht, Sekundarlehrer
Klosterzelg, Windisch

Junger Bündner

Primarlehrer

sucht Stellvertretung vom Juni bis Mitte September (auch in Anstaltsbetrieb gewohnt).
Offerten unter Chiffre SL 152 Z an die Administration der Schweiz. Lehrerzeitung, Postfach Zürich 1.

An der **Kantonsschule Luzern** ist auf kommenden Herbst die Stelle eines 156

Lehrers der englischen Sprache

neu zu besetzen.

Bewerber mit abgeschlossener Hochschulbildung (Englisch als Hauptfach) haben ihre Anmeldungen mit den nötigen Ausweisen **bis 21. Mai 1949** an das Erziehungsdepartement des Kantons Luzern zu richten. Die Eingaben unterliegen der Stempelpflicht.

Nähere Auskunft über die Anstellungsverhältnisse erteilt auf schriftliche Anfrage das Rektorat der kantonalen Real- und Handelsschule, Hirschengraben 10, Luzern.

Luzern, 3. Mai 1949.

Das Erziehungsdepartement des Kantons Luzern.

Knaben-Sekundarschule der Stadt Zug

Wir suchen einen 153

Stellvertreter

für die sprachlich-historischen Fächer

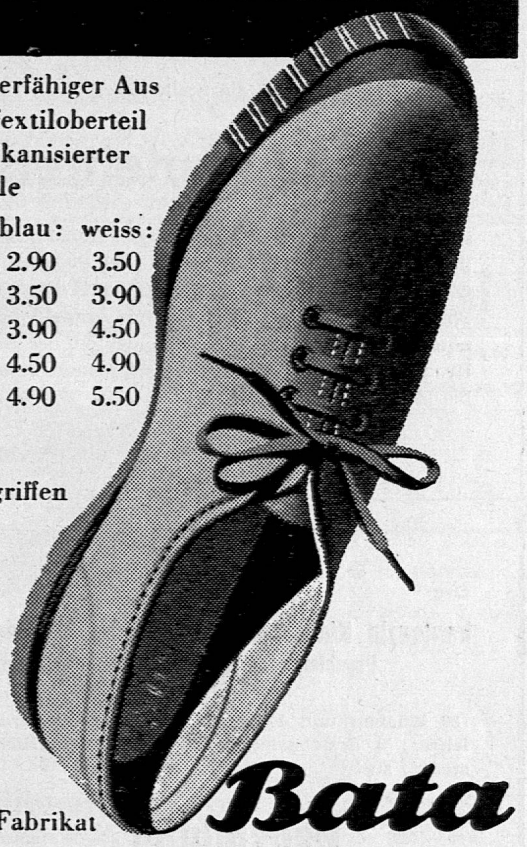
Tüchtige Bewerber wollen sich unter Beilage von Zeugnisabschriften melden bis zum 20. Mai an **Schulpräfektur der Stadt Zug.**

Turnschuhe

in strapazierfähiger Ausführung, Textiloberteil mit aufvulkanisierter Gummisohle

	blau:	weiss:
Gr. 23-26	2.90	3.50
Gr. 27-29	3.50	3.90
Gr. 30-34	3.90	4.50
Gr. 35-42	4.50	4.90
Gr. 43-47	4.90	5.50

Wust inbegriffen



Schweizer Fabrikat **Bata**

Verkaufsstellen in: Aarau, Baden, Basel, Bern, Biel, Chur, Fribourg, Genève, Grenchen, Lausanne, La Chaux-de-Fonds, Möhlin, Neuchâtel, Schaffhausen, St. Gallen, Thun, Winterthur, Zürich.

FÜR DAS NEUE SCHULJAHR

Phywe-Physik Grundgeräte-Sammlung (Aufbauteile) / Mechanik, Elektrizität, Optik / Grundlagenkartei mit 150 Versuchen / Hauptkartei mit 480 Versuchen

Epidiaskope ab Fr. **1150.—** + Wust.

Old Delft Schulmikroskop mit Projektionsvorrichtung, 48 x und 120 x Vergrösserung vis., bis 600 x in der Projektion. Fr. **360.—** + Wust.

Mikroskopische Präparate 26 Sammlungen aus allen Gebieten / Einzelpräparate / Auswahlsendungen

Schulwandkarten Diercke, Perthes, Wenschow-Relief, K + F

Westermanns Umriss-Stempel usw. usw.

Diese bestens bewährten Lehrmittel führen wir Ihnen gerne und für Sie unverbindlich an Ihrer Schule vor.

Besuchen Sie bitte während der Mustermesse (7.—17. Mai) unsere Schulmaterialausstellung an der Grenzacherstrasse 110, 7 Minuten von der Messe entfernt.

LEHRMITTEL AG., BASEL

Grenzacherstrasse 110 Telephon (061) 2 14 53

HERISAU **Offene Sekundarlehrerstelle**

An der Realschule Herisau ist eine durch den Rücktritt des bisherigen Inhabers frei werdende

Lehrstelle

der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung

neu zu besetzen. 150

Besoldung: Die gesetzliche. Stellenantritt nach Vereinbarung. Anmeldungen unter Beilage der notwendigen Ausweise sind bis zum 18. Mai 1949 an das Schulsekretariat Herisau einzureichen.

Herisau, den 30. April 1949. **Schulsekretariat.**

Infolge Demission ist die Stelle eines 149

Sekundarlehrers

sprachl. Richtung neu zu besetzen. Gehalt: der gesetzliche. Schuldauer: 32 Wochen. Schulbeginn: anfangs Oktober. Reformierte Bewerber, die die italienische Sprache beherrschen, möchten ihre Anmeldung mit den nötigen Ausweisen an den Präsidenten des Schulrates, Hr. Pfr. Signorell, in Bondo einreichen. Anmeldefrist bis 14. Mai 1949.

Der Schulrat der Sekundarschule Unterporta.

Das

kantonale Kinderheim Brüschhalde Männedorf-Zch.

Psychiatrische Kinderbeobachtungsstation

(30 Knaben und Mädchen von 1½—14 Jahren. Heimlehrer; 3 Erzieherinnen; 2 hauswirtschaftliche Angestellte) sucht

eine **Hausmutter** und

eine **Hausbeamtin** oder

ein **Hauselternpaar**

Wir suchen jüngere Kräfte, die durch Begabung, Ausbildung und Erfahrung befähigt sind, das Haus pädagogisch und wirtschaftlich selbständig zu führen und die eine Hausgemeinschaft bilden und pflegen können.

Beim Hauselternpaar soll der Mann Lehrer und in der Lage sein, neben höchstens vereinzelten Unterrichtsstunden die Buchhaltung zu führen. Die Frau muss sich über hauswirtschaftliche Ausbildung ausweisen können. — Eintritt 1. August 1949, spätestens 1. Oktober. — Gehalt nach kantonalen Ansätzen.

Anmeldung bis 10. Mai unter Beilage eines Lebenslaufes, der Zeugnisabschriften und einer Photo an die Direktion des kinderpsychiatrischen Dienstes. P.-D. Dr. med. J. Lutz, Kantonsschulstr. 1, Zürich. Persönliche Vorstellung nur auf besondere Einladung. 142

Kleine Schulkolonie gesucht!

OFA 1074 St. 146 *Frl. Ammann, «Sunneschy», Heiden*

Einen idealen Platz für Ihre Ferienkolonie

finden Sie im **„Berghus Lutenwil“.** Wir bürgen für gute Unterkunft und reichliche Verpflegung.

Es heisst Sie herzlich willkommen **Familie Gantenbein,** „Berghus Lutenwil“, **Nesslau** (Toggenburg). 88

OFFENE LEHRSTELLE

Infolge Wahl des bisherigen Inhabers an eine andere Schule ist eine

Lehrstelle

sprachlich-historischer Richtung, einschliesslich **Geographie, Zeichnen und Turnen,**

an der **Sekundarschule Degersheim** neu zu besetzen. Antritt nach den Sommerferien, Mitte August 1949.

Gehalt: der gesetzliche, Wohnungsentschädigung Fr. 500.— für Ledige, Fr. 1000.— für Verheiratete, Ortszulage nach Dienstalter abgestuft, bis Maximum Fr. 500.—.

Anmeldungen sind bis 31. Mai 1949 an den Präsidenten des Realschulrates, Herrn **Otto Grauer, Degersheim,** zu richten. 145

KANTONSSCHULE SOLOTHURN

Auf Mitte August nächsthin ist infolge Rücktritts des bisherigen Inhabers an der Lehrerbildungsanstalt der Kantonsschule die Stelle eines

Pädagogiklehrers und Vorstehers

neu zu besetzen.

Von den Bewerbern wird ein abgeschlossenes akademisches Studium verlangt. 147

Auskünfte über Pflichtstundenzahl, Besoldungs- und Pensionsverhältnisse usw. erteilt das Rektorat der Kantonsschule Solothurn.

Anmeldungen sind bis 20. Mai 1949 dem Erziehungs-Departement einzureichen. Sie sollen enthalten: Genaue Personalien; Darstellung von Lebenslauf und Bildungsgang; Ausweise über wissenschaftliche Studien und Prüfungen und über bisherige Lehrtätigkeit; ärztliches Zeugnis.

Solothurn, den 28. April 1949.

Für das Erziehungs-Departement:
Dr. O. Stampfli, Reg.-Rat.

DARLEHEN
absolut diskret
an solvente Leute. Rasche Antwort. Vertrauenswürdige Bedingungen. Vereinfachte Formalitäten.
Bank Prokredit, Zürich
St. Peterstr. 16 OFA 19 L

Sehr gute Prismen-
Feldstecher
8×40, mit feinem Lederetui, erhalten Sie z. Spezialpreis von Fr. 135.-.
Wilh. Hasler, Basel
Bachlettenstrasse 41 143

Institut Jaques-Dalcroze, Genf
RHYTHMIK - MUSIK-FERIENKURS 25. Juli bis 3. August 1949
Eröffnung des Wintersemesters: 12. September
Auskunft und Prospekt durch das Sekretariat, 44, TERRASSIERE, GENF

Absolvent der Kunstakademie Florenz, mit mehreren Hochschulsemestern sprachlich-hist. Richtung und mehrjährigem Aufenthalt im franz. und ital. Sprachgebiet, sucht Stelle als 148
Zeichenlehrer evtl. in Verbindung mit anderen Fächern, oder als **Sekundarlehrer**
Anfragen unter Chiffre P 7570 an Publicitas Lausanne.

TAMÉ bedeutet **Erfolg!** bedeutet **Garantie!**
Diese besteht in der Möglichkeit, wenn notwendig, die Kurse gratis zu verlängern bis zum erfolgreichen Diplomabschluss. Direkt- und Fernunterricht. 1
Ecoles TAMÉ, Luzern, Neuchâtel, Sion, Fribourg, Bellinzona und **Zürich,** Limmatquai 30.

VORALPINES KNABENINSTITUT
MONTANA ZUGERBERG
1000 Meter über Meer
Alle Schulstufen bis Maturität - Sorgfältige Erziehung - Individueller Unterricht.
Vollausgebaute Primar- und Sekundarschule, Literargymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, Handelsschule mit Diplom und Maturität.
Ausführliche Prospekte und persönliche Beratung durch den Leiter: Dr. J. Ostermayer-Bettschart. Telephon Zug (042) 4 17 22 (OFA 5003 LZ)

Primarschule Wald (App. A.-Rh.)
Infolge Demission ist die Stelle eines 157
Lehrers
an der Schule «Säge» (1.—6. Klasse) wieder zu besetzen. Gehalt nach kantonalem Besoldungsgesetz, zuzüglich schöne Wohnung.
Protestantische Bewerber wollen ihre Anmeldung mit den nötigen Ausweisen über Bildungsgang und evtl. bisherige Lehrtätigkeit bis zum 21. Mai an den Präsidenten der Schulkommission, Herrn Pfarrer Däscher, in Wald (Appenzell), einreichen, der zu weiterer Auskunft gerne bereit ist.
Die Schulkommission.

Neuzeitliche Schulmöbel

- solid
- bequem
- formschön
- zweckmässig

Basler Eisenmöbelfabrik A.-G., Sissach
vorm. Th. Breunlin & Co. Telephon (061) 7 44 61

UNIVERSITÉ DE GENÈVE
58e Cours de vacances de langue française
Cours général: 18 juillet — 8 oct. (4 séries de 3 semaines)
Cours spécial pour maîtres et maîtresses de français: 18 juillet — 13 août
Cours élémentaire: 18 juillet — 27 août (2 séries de 3 sem.) (éventuellement prolongé)
30 % de réduction pour les Suisses
Pour renseignements et programmes s'adresser au Secrétariat des Cours de vacances, Université de Genève

REISE mit dem
GRIFF
FAHRPLAN
Einfach und bequem im Gebrauch
Fr. 1.60 (inkl. Wust.)
Erhältlich an Bahnschaltern, Kiosken und in Papeterien
AG. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich

Die zeitgemäßen schweizerischen
Lehrmittel für Anthropologie
Bearbeitet von Hs. Heer, Reallehrer

Naturkundliches Skizzenheft
„Unser Körper"
mit erläuterndem Textheft.
40 Seiten mit Umschlag, 73 Konturzeichnungen zum Ausfüllen mit Farbstiften, 22 linierte Seiten für Anmerkungen. Das Heft ermöglicht rationelles Schaffen und große Zeitersparnis im Unterricht über den menschlichen Körper.

Bezugspreise:	per Stück
1—5	Fr. 1.40
6—10	„ 1.30
11—20	„ 1.20
21—30	„ 1.15
31 u. mehr	„ 1.10

Probeheft gratis

Textband
„Unser Körper"
Ein Buch vom Bau des menschlichen Körpers und von der Arbeit seiner Organe
Das Buch enthält unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse all den Stoff über den Bau und die Arbeit der menschlichen Organe, der von der heranwachsenden Jugend erfaßt werden kann.
Lehrer-Ausgabe mit 20 farbigen Tafeln und vielen Federzeichnungen **Preis Fr. 9.60**
Schüler-Ausgabe mit 19 schwarzen und 1 farbigen Tafel und vielen Federzeichnungen **Preis Fr. 6.—**

Augustin-Verlag Thayngen - Schaffhausen
Im gleichen Verlag erschienen:
Karl Schib: **Repetitorium der allgemeinen und der Schweizer Geschichte**
Hans Hunziker: **Das Scherenschneiden**

Lockende Ausflugsziele *rund um den* Zürichsee!

FROHBERG der Rapperswiler Rigi **Gasthof Frohberg**
25 Min. von Rapperswil oder Rüti. Wunderbares Rundsicht-Panorama. Prächtiger Ausflugs- und Ferienort. Räume für Schulen und Gesellschaften. Ia Küche. Parkplatz.
J. Odermatt, Telephon (055) 2 13 03.

Restaurant BLÜMLISALP HERRLIBERG
Schöner Aussichtspunkt am Ausgang des Erlenbacher Tobels oder 1 Std. von der Forch über Limberg. Höflich empfiehlt sich Fam. Kälin Tel. 91 22 28

Männedorf • Hotel Wildenmann
Der schattige Garten — ein Kinderparadies! Offerten für Imbiss usw. Telephon (051) 92 90 05. M. Bremy.

MEILEN Hotel Löwen
Nächst der Fähre. Altrenomm., gutgeführtes Haus. Gr. und kl. Säle für Vereine und Gesellschaften, **Schulausflüge** und Hochzeiten. Erstkl. Küche und Keller Prächtiger Garten, direkt am See, Stallungen. Tel. 92 73 02. **Frau Pfenninger.**

„Luft" Meilen
Schönster Aussichtspunkt am Zürichsee
Grosser, schattiger Garten. Kleiner und grosser Saal.
Kinder-Vergnügungspark.
Höfl. empfiehlt sich **Willy Schaerer** Tel. 92 71 65

Restaurant auf dem Pfannenstiel
Schönstes Ausflugsziel für Schulen, Vereine und Passanten. Mittagessen, Bauernspezialitäten, Kaffee complet. Eigene Landwirtschaft, grosser Saal, schattiger Garten, Spielplätze beim Haus. Telephon (051) 97 31 57. Post von Meilen.
Mit höflicher Empfehlung **Familie Zahner.**

Rapperswil Hotel Casino
Das Haus für Gesellschaften und Schulen. Grosse und kleine Säle. Grosser, schattiger Garten.
Höflich empfiehlt sich **Frau A. Wyss**

RAPPERSWIL Einzige Seeterrasse im **Hotel du Lac**
für Schulen und Vereine das beste Haus — Tel. (055) 2 19 43 — Max Zimmermann

Hotel POST, Rapperswil empfiehlt sich den tit. Schulen bestens. — Grosser, schöner Garten. Spezialpreise. Telephon (055) 2 13 43. **Fam. Häuselmann-Müller.**

Schulreisen:
Rosenstadt Rapperswil
Historisches Stadtbild - Heimatmuseum im Landenberghaus - Polnische Ausstellung im Schloss - Hirschpark auf dem Lindenhof - Seefahrten - Wanderungen.
Prospekte u. Hotelliste durch alle Verkehrsbüros

Hotel Speer, Rapperswil am Bahnhofplatz
Bekanntes Haus für Schulen und Vereine. Eigene Konditorei, — Grosses, schattiges Garten-Restaurant. Mässige Preise. **E. Hämmerli.**

Richterswil (Zürich) **Restaurant Bahnhof**
Grosser, prächtiger Garten am See, vis à-vis von Schiff- und Bahnstation. **Säli u. Sitzungszimmer.** Vorzügl. geführte Küche.
H. SAUTER-RYSER, Tel. 96 00 71.

STÄFA Restaurant Bahnhof
Mit Garten und Saal. Gutbürgerl. Küche. - Reelle Getränke. - Glace.
Telephon 93 01 01 **H. Bärtschi**

Rest. Frohberg, ob Stäfa **beim Sportplatz**
Schöne Aussicht, grosser Garten. Eigene Bauernspezialitäten.
Bes. **Rob. Hofer-Schoch.**

STÄFA Hotel Sonne
direkt am See. Terrassen-Restaurant. Heimelige Lokalitäten.
Telephon 93 01 10.

THALWIL Volksheim zum Rosengarten
Alkoholfreie Wirtschaft Tel. 92 00 17
Nähe Bahnhof, am Wege nach Sihlwald. Grosser Saal mit Bühne, Gartenwirtschaft. Schulen und Vereinen bestens empfohlen.

Uetikon am See Wohlfahrtshaus
Alkoholfreie Wirtschaft. Oeffentliches Lesezimmer.
Grosser, geschmackvoller Saal für Schulen.
Die Wohlfahrtshausstiftung.

Besuchen Sie in **Wädenswil** das **Café Brändli**
Nähe Bahn- und Schiffstation. Günstig für Schulreisen

Fischstube **Zürichhorn**
Großer, prächtiger Garten am See
Telephon 24 16 65 **C. Hohl-Rast**

Wohin in Zürich?

Für Tage der Erholung

ins **Kurhaus Zürichberg,** Zürich 7 — Orellistrasse 21, Telephon 32 72 27

Kurhaus Rigiblick, Zürich 7 — Krattenturmstrasse 59, Telephon 26 42 14

herrliche Lage am Waldrand. Stadtnähe mit guten Tramverbindungen

Für kurzen Aufenthalt, auf Schulreisen

ins **Alkoholfreie Restaurant Karl der Grosse**
Kirchgasse 14, Zürich 1, Telephon 32 08 10

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften
Hauptbüro Dreikönigstrasse 35

BEZUGSPREISE:

		Schweiz	Ausland
Für *Mitglieder* des SLV	jährlich	12.—	16.—
	halbjährlich	6.50	8.50
Für *Nichtmitglieder*	jährlich	15.—	20.—
	halbjährlich	8.—	11.—

Bestellung direkt bei der Redaktion des Blattes. *Postcheck der Administration VIII 889.*

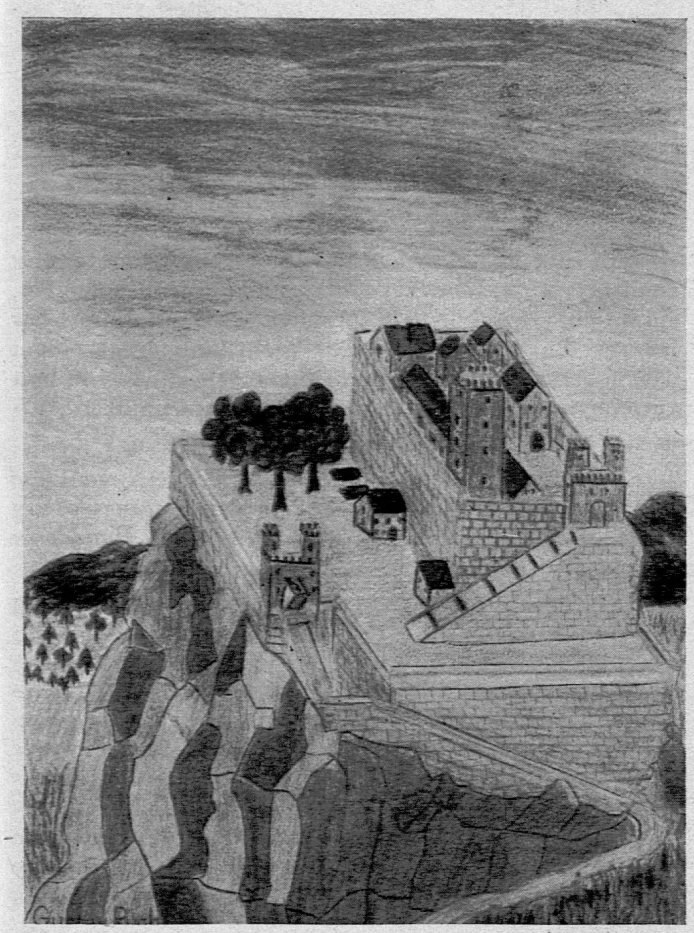
INSERTIONSPREISE:
Nach Seiteneinteilung, zum Beispiel 1/32 Seite Fr. 10.50, 1/16 Seite Fr. 20.—, 1/8 Seite Fr. 78.— + behördlich bewilligter Teuerungszuschlag. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Inseraten-Schluss: Montag nachmittags 4 Uhr. — Inseraten-Annahme: *Administration der Schweizerischen Lehrerzeitung, Zürich 4,* Stauffacherquai 36, Telephon 23 77 44.

ZEICHNEN UND GESTALTEN
ORGAN DER GESELLSCHAFT SCHWEIZ. ZEICHENLEHRER ● BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG
MAI 1949 37. JAHRGANG NUMMER 3

3. Arbeitsveranstaltung der GSZ für 1949: Haus / Dorf / Stadt

Richtlinien in der Novemberbeilage 1948/Nr. 6

Darstellung des Hauses als Körperform



Freie Darstellung einer *Burg* (13. Altersjahr): *Eckansicht-Aufsicht.* Es lag ein bestimmtes Burgmodell vor, das aber nicht einfach kopiert wurde. Nach andern Modellen wurden Skizzen angefertigt. Format A 4

Das Thema mag auf den ersten Blick recht trocken erscheinen und gar nicht berührt vom Geiste der freien Kinderzeichnung. Dennoch hat es seine Berechtigung.

Das Haus kommt in der freien Kinderzeichnung als Motiv auf allen Stufen aus leicht begreiflichen Gründen unmittelbar nach dem Menschen. Es ist die Urheimat von uns allen. Es spielt in unseren frühesten Jugenderinnerungen eine ähnliche Rolle wie die Mutter. Es gibt Anlass zur Bildung der elementaren Raumvorstellungen (unsere Jugenderinnerungen betreffen viel stärker das Innere des Hauses als die äussere Erscheinung). Vom Elternhaus aus unternimmt das Kind immer wieder Vorstösse in den grossen Lebensraum, der seine engste Heimat umgibt, kehrt aber auch immer wieder unter das schützende Dach zurück. Die frühesten Wegdarstellungen sind deshalb unlösbar mit dem Haus verbunden.

Die Kinderzeichnung hat zwei Aspekte: Einen ästhetisch-vitalen und einen logisch-erkenntnismässigen. Man kann auch von einer Ausdrucksseite und einer Sinnseite sprechen. Sie ist schön und voll Leben wie starke Natur und echte Kunst, aber ebensosehr der Ausdruck elementarer Erkenntnisse, die mit absoluter Folgerichtigkeit sich zu immer umfassenderen Einsichten entwickeln. Ein Kind, das zeichnet, fördert seine Sinneskräfte *und* Verstandeskräfte in gleicher Weise und erst jener Betrachter erfasst die kindliche Zeichnung in ihrer vollen Bedeutung, der ihre Vitalität empfindet und ihre Formensprache versteht. So notwendig es war, gegenüber einem glücklicherweise der Vergangenheit angehörenden, schematisierenden und schablonisierenden Zeichnen die künstlerischen Werte und schöpferischen Kräfte der Kinderzeichnung ins Licht zu rücken, so einseitig und z. T. irreführend war diese Betrachtungsweise (z. B. in Hartlaubs Werk: «Der Genius im Kinde»).

Das Haus ist, im Gegensatz etwa zum Menschen oder Feuer oder einem Baum, eine *ausgesprochen körperliche Erscheinung* mit den in die Augen springenden drei Dimensionen Breite, Höhe und Tiefe. Mit dem gleichen plastischen Karakter leben in unserem Gefühl der Garten, eine Brücke, jeder Wohnraum, Tisch und Bank, ein Brunnen, Buch und Paket und eine grosse Zahl verwandter Objekte, deren gute Darstellungsformen sich ohne weiteres von denen des Hauses ableiten lassen. So wenig die Schmalseite eines Bauernhauses und vielfach auch des Wohnhauses ein gutes Bild dieser geometrischen Körper vermittelt, im Gegensatz zur Darstellung des Menschen von der Seite, so wenig ist dies auch der Fall mit der blossen Breitseitenansicht (in Gradsicht) eines Tisches, Stuhles, Bettes, Brunnens, Paketes, wie sie die meisten Anleitungen zum Zeichnen auf der Unterstufe vermitteln. Alle diese Darstellungen haben, abgesehen vom Scherenschnitt, etwas Unwirkliches. In der Kinderzeichnung sind sie äusserst selten. Tisch und Stuhl z. B. werden darin in der Regel in einer, zwei Seiten erfassenden Schrägsicht dargestellt, sehr früh auch das Haus. Eine dieser Seiten geht aber in der Wirklichkeit in die Tiefe, welche dem Zeichenblatt fehlt. So werden schon die Siebenjährigen — nicht erst die 14jährigen! — vor die Aufgabe gestellt, *das Dreidimensionale in das Zweidimensionale umzusetzen*, d. h. das, was sie im körperlichen Erleben, mit Bewegungen und Tasten wahrnahmen, umzuwandeln in ein zunächst sehr primitives Augenbild.

Jedes Augenbild ist ein Flächenbild. Unser Auge kann sich wohl nach rechts und nach links, nach oben und nach unten bewegen, nicht aber in die Tiefe. Jede scheinbare Bewegung des Auges in die Tiefe, ist entweder ein Hinauf oder Hinab oder ein Bewegen nach links oder nach rechts. Nicht unser Bewusstsein «klappt» den Boden hinauf oder den Himmel herab in die Bildebene oder zieht die Talwände rechts und links in sie hinein; es sind die Augen, die das alles vollziehen.

Weitaus die häufigste Darstellung des Hauses auf der Unter- und Mittelstufe, wie übrigens auch in der Volkskunst, ist die *Schrägsicht* von links oder rechts, die *Eckansicht in Augenhöhe* (vgl. Märznummer von «Zeichnen und Gestalten»: «Das Dorf»).

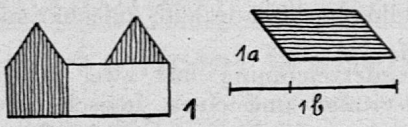


Abbildung 1 gibt ein Papiermodell wieder, mit welchem gezeigt werden kann, wie das Auge in der Schrägsicht die beiden in die Tiefe laufenden Schmalwände des Hauses zunächst unverkürzt nach vorn zieht. 1a zeigt das dadurch veränderte Dach mit den der Wirklichkeit nicht mehr entsprechenden spitzen und stumpfen Winkeln, 1b die Erscheinung des Parterre- oder Estrichbodens in Augenhöhe, wie sie an jedem Heft, an jeder Zeichenmappe beobachtet werden kann. Die «Augenhöhe» wechselt also ihren Standort; wichtig ist, dass bei dieser Darstellung die ganze Hausfront noch waagrecht aufgesetzt erscheint.

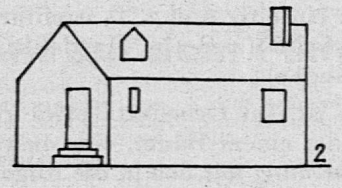
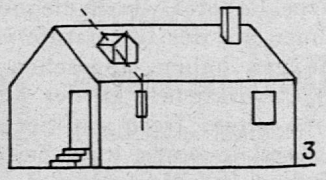


Abbildung 2. Kindliche Darstellung eines Hauses (11. Altj.) in Eckansicht-Augenhöhe, mit 4 Beziehungs-«Fehlern», nicht Vorstellungsfehlern: Rechte Dachwand, Kamin, Dachfenster und Treppe. Das Ganze ist das Ergebnis eines Wandererlebnisses; die Treppe ist bestimmt keine Freitreppe, sondern aus dem Bestreben zu erklären, die Stufen zu zeigen.

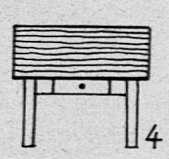
Abbildung 3. Die Berichtigung der Mängel in der Darstellung des Daches und des Kamins ist schon früh möglich, beim Dachfenster und bei der Treppe bestimmt vom 11. Altj. an.

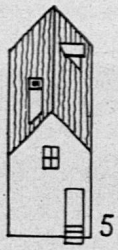


Die Darstellungsform Eckansicht-Augenhöhe bleibt in der Hauptsache auf geometrische Körper mit einem Dachaufsatz beschränkt (Haus, Kirche, Turm, Eisenbahnwagen, Flugzeughalle); sie eignet sich in keiner Weise für Kiste, Paket, Tisch und Stuhl, Brunnen und Garten. Für diese Objekte empfiehlt sich auf der Unterstufe in erster Linie die *Schrägsicht von oben*: *Breitseite-Aufsicht oder Schmalseite-Aufsicht.*

Beim *Tisch* (Abbildung 4) ist die in die Tiefe laufende, waagrechte Tischplatte vom Auge in seine Sehebene (Sehwand) hinaufgenommen und wird höchstens in der Tiefe verkürzt, niemals in der Breite (Parallel-Perspektive). Diese rechteckförmige Tischplatte eignet sich ausgezeichnet zum Darstellen von Gedecken und Spielen aller Art.

Die Dachform eines Hauses (Abbildung 5, *Schmalseite-Aufsicht*) lässt sich von jedem Schüler an seiner Zeichenmappe beobachten: Scheinbar steigende Firstlinie, steigende Ziegelreihen, steigende Dachtraufe und verzogene Winkel der Dachflächen.

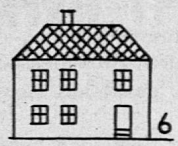


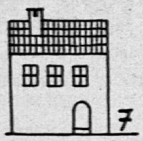


Eine der Frühformen der Landschaftsdarstellung der Unterstufe, jene mit dem schmalen Bodenstreifen, entspricht der eben besprochenen Darstellung des Hauses schräg von oben, die nicht unbedingt einem wirklichen Seherlebnis entsprungen sein muss, sondern auf einem Analogieschluss von den massenhaften Aufsicht-Erlebnissen des Auges beruhen kann.

Beide Haus-Darstellungen: Eckansicht-Augenhöhe und Schmalseite-Aufsicht, haben zur Voraussetzung die einfache *Darstellung der Breitseite des Hauses in Gradsicht.*

Bei *Abbildung 6*, der frühesten Aussendarstellung des Hauses durch die Kinder, kann mit Sicherheit angenommen werden, dass kein Vierseitendach (Walmdach) gemeint ist, sondern dass mit der Schräge rechts und links der schräg zurücklaufende Dachkörper dargestellt werden soll. Wichtig ist, dass der Schüler nicht das Gefühl bekommt, bloss die Vorderseite eines Hauses zu zeichnen, sondern einen wirklichen Hauskörper, dass die abschliessenden Mauer-Senkrechten rechts und links die nach hinten laufenden Wände darstellen und dass die Bodenlinie den Parterreboden wiedergibt.

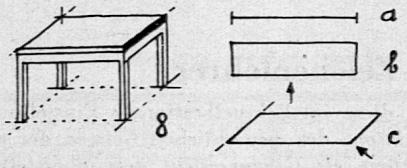




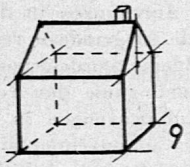
In *Abbildung 7* hat das Satteldach Erscheinungsform (möglich vom 9. Altersjahr an). Die senkrecht aufsteigenden Dachränder rechts und links laufen in Wirklichkeit schräg zurück. Die besonders bei der Darstellung des Tisches schon früh praktizierte, anschauliche *Dreiseiten-Darstellung: Eckansicht-Aufsicht* (schräg von der Seite und schräg von oben kombiniert) bietet bereits eine Reihe von Schwierigkeiten, z. B. mit den Beinen (erst recht bei vorstehender Tischplatte) und kommt beim Haus in der Regel erst nach dem 10. Altersjahr zur Anwendung.

Wenn die Zeichenmappe oder ein Heft, vom ausgestreckten linken Arm gehalten, nacheinander beobachtet wird: a) Breitseite-Augenhöhe, b) Breitseite

mit Aufsicht, c) schräg von rechts mit Aufsicht, begreift der Schüler die seltsame Form der Tischplatte (steigend und hinten nach rechts gezogen, mit unrichtigen Winkeln) viel eher.



Die eben skizzierte Beobachtung dient als Grundlage für die Darstellung des Hauses: *Eckansicht-Aufsicht* (Parterreboden und Estrichboden in Abbildung 9). Nur noch die Vorderwand setzt sich wie in der Wirklichkeit waagrecht auf. Der Schüler ist überrascht, wie viel schmäler der hintere, rechte Dachrand gegenüber dem vorderen erscheint, was jedoch die Beobachtung an der aufgestellten Zeichenmappe bestätigt. Das Einbauen des Kamins, eines Dachfensters, einer Treppe, eines Balkons, das Einsetzen der Fenster der Schmalseite bedeuten schon kleine Knacknüsse.



Solche Darstellungen — die letzte dieser Art wäre Eckstellung-Aufsicht, bei welcher sowohl die Bodenlinie der Schmalseite wie der Breitseite schräg laufen — sind eine ausgezeichnete Schulung für alles räumliche Vorstellen. Man muss erlebt haben, mit welcher Sicherheit Schüler, die derartige Aufgaben durcharbeiteten, an neue Themen herangehen. Bei ihnen kommt es in der Pubertätszeit im Zeichnen zu keiner Krise; denn sie lernten Schritt für Schritt ihre sich erweiternde Vorstellung darstellerisch bewältigen. Es ist nicht einzusehen, weshalb es zu einer Krise kommen sollte, wenn der Unterricht der Entwicklung der Vorstellung wirklich folgt. Es ist Pflicht des Lehrers, die Aufgabe mit dem Interesse des Schülers zu verbinden und darüber zu wachen, dass bei diesen Uebungen der individuelle Einschlag und der frische Ausdruck gewahrt bleiben. So darf z. B. das Lineal in keiner Weise verwendet werden, weil dann nicht nur die Schulung der Hand und des Auges unterbleibt, sondern auch der Ausdruck des persönlichen Striches wegfällt.

Die oben skizzierte *parallel-perspektivische Darstellung* erleichtert nicht nur die Beobachtung zahlreicher Bau- und Geräteformen, sie bereitet das Zeichnen nach Natur, vor allem das zentral-perspektivische Zeichnen in jeder Hinsicht gut, d. h. auf der Basis der Vorstellung und des räumlichen Denkens vor.

Paul Hulliger.

Entwicklung des Raumgefühls in der bildenden Kunst und beim Kinde

(Fortsetzung)

Man hat bis jetzt wohl den Fehler gemacht, dass man die Kinder im 7. oder 8. Schuljahr zu unvermittelt vor die Probleme der Zentralperspektive stellte und oft entmutigte, weil die Vorbedingungen fehlten. Ein organisches Wachstum ist aber nur möglich, wenn den Kindern schon früher Gelegenheit geboten wurde, den Raum auf einfachere Art darzustellen. Aufgabe des Lehrers wird es sein, dem Schüler durch taktvolle Hinweise über die Klippen hinwegzuhelfen, ihm zu zeigen, wie er seine Arbeit ergänzen und bereichern kann, ohne die Einheit des Ganzen zu zerstören. Die bekannten Verzerrungen — der Gegenstand scheint in der Tiefe an Volumen zuzunehmen — können durch Aufstellung «über Eck» vermieden werden. Statt der Stirnseite soll uns der Körper eine senkrechte Kante zuwenden.

Die Landschaftsdarstellungen der Schüler unserer Mittelklassen erinnern zuweilen an die spätgotischen Tafelmalereien: Sorgfältig gezeichnete Vordergründe mit hübschen Details und unvermittelte Uebergänge in phantastisch überhöhte Gebirgsformen vor abstrakten Himmelswänden. Hier wie dort eine mangelnde Differenzierung der Räume, ein Fehlen der Zwischenstufen.

Das Verständnis dafür und damit auch für die Zentralperspektive erwacht erst im Entwicklungsalter. Dieses bringt — wie in der Kunst die Renaissance — die Lösung mancher Bindung. In dieser Zeit ist zunächst ein Nachlassen der schöpferischen Kräfte deutlich wahrnehmbar. Das Kind wird kritisch; es entdeckt die Arbeiten der Erwachsenen, vergleicht sie mit seinen eigenen und findet diese auf einmal ganz ungenügend. Die naive Freude ist dahin, die Gestaltungskraft gelähmt. Es glaubt, vieles nicht mehr zeichnen zu können und trifft eine sorgfältige Auswahl, um ja nicht der Lächerlichkeit zu verfallen.

Die Führung muss daher strenger, der Unterricht systematischer werden. Die Aufgaben sind den Schwierigkeiten entsprechend geordnet darzubieten. Wir beginnen mit ganz einfachen Körpern, an denen der Schüler seine Grundvorstellungen klären und weiter ausbauen kann. (Dabei wird sehr oft die Darstellung im Aufriss Ausgangspunkt sein.) Schachtel, Buch, Koffer, Stuhl, Tisch und Haus können mit Leichtigkeit aus Würfel und Quader entwickelt werden. Wir stellen unsern Kindern auch kleine Probleme und lassen sie die Lösung selbst finden: Ein Würfel ist zu halbieren, ein Viertel wegzunehmen, ein Achtel zu entfernen und daneben zu stellen, ein Fenster auszubrechen, eine Seite abzuschrägen und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Auf einmal sind wir bei der modernen Villa angelangt, ohne dass von Fluchtpunkt, Augenhöhe und Horizont gross die Rede war. Denn «Vorstellen ist wichtiger als Wissen» (Einstein). Gewiss, wir wollen den Kindern diese Begriffe nicht vorenthalten, hüten uns aber, sie damit konstruieren zu lassen. Ebenso möchten wir auf komplizierte Schattenabstufungen und Glanzlichter verzichten. Sie setzen Fertigkeiten voraus, die wir in der Volksschule kaum erreichen dürften. Lückenlose Uebergänge, wie sie in der bildenden Kunst der Barock zeigt, können wir in der Raumgestaltung nicht anstreben.

Die moderne Malerei ringt heute erneut um die Gestaltung der Fläche. Wir haben den Einbruch Asiens

und Afrikas erlebt. Die dritte Dimension wurde vielfach aufgegeben. Soll die Schule dem Rechnung tragen? Wir glauben, dass sie bis zu einem gewissen Grade dazu verpflichtet ist, denn auch hier gilt es, Brücken zu schlagen. Allein, wir dürfen dem Kinde das Erlebnis des Raumes niemals vorenthalten, weil es einen wesentlichen Bestandteil seiner künstlerischen Entwicklung bildet und später für den Beruf von grösster Bedeutung sein kann.

R. Moeri.

Ein wichtiges Ereignis für uns Zeichenlehrer

sowie für alle Lehrer überhaupt, ist der Vortrag, den Professor Dr. A. Portmann, Basel, an der Jahresversammlung der staatlichen Schulsynode Baselstadt am 8. Dezember 1948 gehalten hat und der nunmehr als Separatdruck aus «Leben und Umwelt» Nr. 5, Februar 1949, im Verlag Sauerländer & Co., Aarau, erschienen ist. Professor *Portmann* wählte das Thema: «*Biologisches zur ästhetischen Erziehung*». Dieser Vortrag mit seiner Fülle der aktuellsten Erziehungsprobleme hat wahrhaftig wie eine Bombe eingeschlagen. Er wirkte um so erstaunlicher und nachdrücklicher, dass er nicht von einem Künstler oder Literaten oder einem Philosophen oder gar Theologen stammt, sondern von einem Naturwissenschafter, einem Zoologen und Biologen.

Dieser Vortrag bildet eine so interessante, überreiche Fundgrube der fruchtbarsten Gedanken und funkelnder Wahrheiten, dass es sich hier niemals darum handeln kann, ihn zu besprechen. Wir müssen uns bescheiden, nur ganz kurz einige wenige, durchaus fragmenthafte Hinweise zu geben.

Mit grossem Ernst warnt der Biologe vor der weiteren Fortsetzung unserer einseitigen, intellektuellen Erziehung, die zur grossen Hauptsache nur dem Rationalismus gilt. Wird dieser Weg, der noch vor der Renaissance in Europa seinen Anfang nahm, nicht verlassen, so sieht Portmann Katastrophen nahen. «Die unabsehbare Steigerung des bewussten Lebens, der Ich-Funktionen, welche aus dem rationalen Forschen folgt, ... muss zu völlig kranken Menschen führen, zu einseitiger, übermässiger Vergrösserung der Ich-Position, zu grauenvoller Vereinzelung und Vereinsamung und damit zum Umschlag, zu raschhafter Preisgabe dieser Ich-Vorzüge in Massenpsychosen von nie geahnten Ausmassen, gegen welche die einstigen Epidemien harmlose Störungen waren. Die letzten Jahrzehnte haben uns einige erste Demonstrationen solcher Entwicklungen gegeben.»

Er nennt diese intellektuell-rationale Einstellung «*die theoretische Funktion*» des menschlichen Geistes, der er «*die ästhetische Funktion*» als Gegengewicht gegenüberstellt. Damit bezeichnet er die im allerweitesten Sinne «musische» Möglichkeit und unbewusste Sehnsucht im Menschen. Statt dass die «ästhetische Funktion» in unserer heutigen Erziehung neben der «theoretischen Funktion» eine Hauptrolle (die Hälfte) einnähme, als psychologisch-biologisch gesundes Gegengewicht, spielt sie eine ganz kleine, arme, nur geduldete Nebenrolle, trotz allem Gerede von Schulreform und neuer Schule. Nicht die Schule ist vor allem Schuld daran, sondern der Geist der Gesellschaft, dessen Spiegelbild die Schule ist.

Und doch lässt nur die gleichwertige Ausbildung beider «Funktionen», die «ganzheitliche» Erziehung, den ganzen, harmonischen Menschen werden, den Menschen im Gleichgewicht. — Der Reichtum der Anregungen in diesem Vortrag und die illustrierenden Beispiele ist geradezu verschwenderisch.

Die nämlichen Probleme wurden, vom nämlichen Vortragenden, unter grosser Anteilnahme der Teilnehmer, ebenfalls an den internationalen Kulturtagungen in Genf und Universitätstagungen erörtert. Dass ausgerechnet ein Biologe diese Dinge zur Sprache bringen muss (auf einen Künstler hört man ja doch nicht), ist auch ein Zeichen unserer Zeit.

Wir Basler Zeichenlehrer hatten das Glück, an unserer Jahresversammlung der BSZ Herrn Professor Portmann unter uns zu haben und mit ihm seinen Vortrag zu diskutieren. Wohl selten haben wir einen so wertvollen Abend erlebt.

Alle Zeichenlehrer, alle Musiklehrer, überhaupt alle Erzieher, haben das denkbar grösste Interesse, den vorliegenden Vortrag zu studieren und für seine Verbreitung zu sorgen; denn es geht darin um unser Ureigenstes, das ein Prominenter formuliert.

H. Fürst.

Mitteilungen

3. Arbeitsveranstaltung der GSZ in Luzern: Haus, Dorf, Stadt

Damit auch die diesjährige Ausstellung eine aufschlussreiche und das Thema erschöpfende Schau werde, sei nochmals auf die wesentlichsten Arbeitsgebiete hingewiesen.

Die Vorarbeiten sollen im Gegensatz zur Hauptaufgabe unbeeinflusste Darstellungen des Hauses (unser Haus, das Haus an der Strasse, das Haus mit der nächsten Umgebung) zeigen. Diese Arbeiten geben einen wertvollen Einblick in die Entwicklung des kindlichen Vorstellungsvermögens. Sie bilden damit eine wesentliche Grundlage für den methodisch geleiteten Unterricht.

Als Technik für die Darstellungen kommen Bleistift, Feder oder Farbstift in Betracht. Auf der Rückseite jedes Blattes soll der Vermerk *Vorarbeit* stehen.

Die Hauptarbeit soll im methodisch geführten Zeichenunterricht entstehen.

Die Arbeiten können nach der Vorstellung (Unterstufe), nach Beobachtung (alle Stufen), nach Natur (Oberstufe) ausgeführt werden.

Angaben auf der Rückseite jedes Blattes: Hauptaufgabe (oder Vorarbeit), Name, Vorname, Alter des Schülers, Schule, Ort, Name des Lehrers. Was wurde dargestellt? In welcher Zeit?

Begleittext des Lehrers: Erstrebtes Ziel, kurze Erläuterung des Vorgehens.

Ablieferungstermin: Anfangs September 1949, an die Ortsgruppe Luzern (Erich Müller, Zeichenlehrer an der Kantonsschule Luzern).

Es ist zu wünschen, dass die Ausstellung aus möglichst allen Landesteilen beschickt wird. Damit würde die Schau zugleich des Gepräge der schweizerischen Vielgestaltigkeit in bezug auf den Haus-, Dorf und Städtetyp erhalten. *Red.*

*

Der sehr zu empfehlende Separatdruck des besprochenen Vortrages von Prof. A. Portmann, Basel, kann durch den Buchhandel zum Preis von 45 Rp. bezogen werden. Red.

*

Dieses Jahr werden folgende internationale Kunstwochen veranstaltet:

Dänemark und Schweden	vom 21.—29. Juli
Belgien	vom 2.—10. August
Niederlande	vom 11.—19. August
Schweiz (Rhein und Tessin)	vom 12.—20. August
Tschechoslowakei (vorgesehen)	vom 12.—20. August
Frankreich (Bourgogne)	vom 22.—30. August

Die detaillierten Angaben über Programme, Teilnahmebedingungen und Anmeldungen sind erhältlich durch Herrn Prof. Paul Montfort, 310, Avenue de Tervueren à Woluwé, Bruxelles, Belgique.

Der Bestellung ist ein Auslandantwortcoupon beizulegen (auf jedem Postbureau für Fr. —.50 zu beziehen). Red.

Redaktionsschluss für Nr. 4 (8. Juli) Zeichnen und Gestalten am 27. Juni.

Schriftleitung: H. Ess, Hadlaubstrasse 137, Zürich 6.